



Köhning, S. 14 (Bilder!)

A.-B. VII, 532

Marwinski 109

Lipperheide Za 30

Almanach
der
Mode und des Geschmacks
für Damen,
auf das Jahr 1802.

Zur
Kunde eleganter Gegenstände, und zur Bes
urtheilung des Schönen in der Tanzkunst,
Schauspielkunst, Musik, Zeichenkunst, Mas
lerei, Stickerei u. s. w.

Mit V Kupfern.

Berlin, 1802,
bei Dehmigke dem Jüngern.
(Preis 1 Thl. 16 Gr., m. illum. Kupf. 2 Thl. 8 Gr.)

89/01824

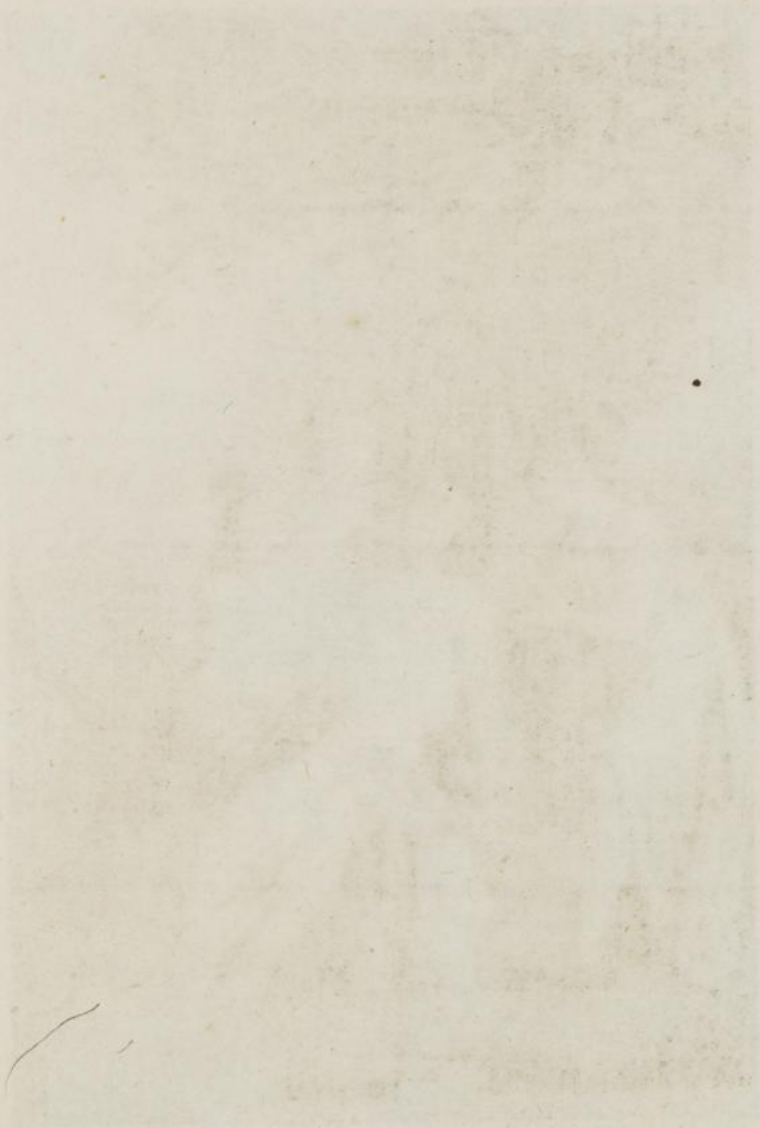
Rara

Za

8650



Das ist eine alte Handschrift, die
man sich bei dem Ansehen
bestimmen kann, und die
sehr viel von dem Alter
auch die Breite und Beständigkeit
der unterschiedlichen Dinge, auf die
man große Sorgfalt nicht achtet, weil
man sie jetzt häufiger gebraucht, um
weissagen zu können, und wenn sie
einer Gesellschaft, wo der Zufall das





Schumacher del.

Kretzlow fecit

Mode un

Hande elega
ertheilung des
Ihanspülka

bei O

Almanach
der
Mode und des Geschmacks
für Damen,
Auf das Jahr 1802.

Zur
Kunde eleganter Gegenstände, und zur Be-
urtheilung des Schönen in der Tanzkunst,
Schauspielkunst, Musik, Zeichenkunst, Ma-
lerei, Stickerei u.s.w.



Mit VI. Kupfern.

Berlin, 1802,
bei Oehmißke dem Jüngern.

Tältnig sculp.

Bo

Es ist eine sehr
man sich um
bekümmert,
gen hat. Sen
auch die W
der unentbehr
man grade d
man sie jeden
wenigsten. S
einer Gesells

V o r b e r i c h t.

Es ist eine sehr alte Bemerkung, daß man sich um dasjenige am wenigsten bekümmert, was man täglich vor Augen hat. Gewöhnlich kennt man daher auch die Natur und Verfertigung der unentbehrlichsten Dinge, auf die man grade darum nicht achtet, weil man sie jeden Augenblick gebraucht, am wenigsten. Ich befand mich neulich in einer Gesellschaft, wo der Zufall, das

Gespräch auf die Verfertigung der Nadeln führte. Obgleich mehrere Damen zugegen waren, bei welchen man Erziehung und Unterricht voraussetzen durfte, so war doch keine einzige unter ihnen, die jemals einen Blick in die Werkstatt eines Nادلers gethan, oder nur etwas über die Verfertigung der Nadeln gelesen haben mochte, denn alle sahen sich einander an, und waren — stumm.

So mag es mit unendlich vielen andern Gegenständen des Bedürfnisses, der Bequemlichkeit und des Vergnügens, der Fall seyn; und doch ist es angenehm und nützlich, ja oft sehr nothwendig.

dig, von dergleichen Dingen etwas mehr als ihre bloße Namen und ihren Gebrauch zu wissen. Um den natürlichen Werth einer Sache zu schätzen, um ihre Güte und zweckmäßige Brauchbarkeit bestimmen und nach dem Kaufpreise beurtheilen zu können, ist es allerdings unentbehrlich, sowohl die rohen Stoffe der Kunst- und Handwerksprodukte, als auch die Art zu kennen, auf welche dieselben, durch Zuthun des Menschen, bereitet, verändert und veredelt werden.

Eben so mangelhaft sind die gewöhnlichen Urtheile in Sachen des guten Geschmacks, auf den besonders

das schöne Geschlecht, vermöge seiner feinern Gefühls- und Empfindungswerkzeuge, und seiner leichtern Empfänglichkeit für die Harmonie in den Verhältnissen der Dinge, einen sonst nicht ungerechten Anspruch macht. Man gehe nur einmal in eine Gemäldesgalerie, oder in das Schauspiel, oder in eine Gesellschaft, wo man sich über das, was Schön seyn soll, unterhält, und man wird überall bemerken und hören, daß oft die entgegengesetzten Urtheile über einen und eben denselben Gegenstand ausgesprochen werden. So widersprechend können aber die Kunsturtheile über das Schöne nicht seyn, denn

das, was wirklich Schön ist, muß in einem jeden Menschen von Geschmack ein inniges, belebendes Wohlgefallen hervorbringen, muß von einem jeden dafür erkannt werden.

Der Verfasser schmeichelt sich daher, ein gutes Werk zu unternehmen, wenn er aus diesem Gebiete des Nützlichen und des Schönen eine abwechselnde Reihe von Aufsätzen für Damen liefert, die ihren Gesichtskreis über solche Gegenstände, die sie, wie die der Mode, beständig umgeben, oder die, wie z. B. das Schauspiel, die Tanzkunst u. zu ihrem Lieblingsvergnügen gehören, erweitern, aufhellen und berichtigen; die

sie als Mädchen liebenswürdig, als Vorsteherinnen des Hauswesens wohlthätig, und als Gattinnen und Mütter schätzbar und ehrwürdig machen. Er hat demnach das Ganze unter zwei Abtheilungen gebracht: in der ersten wird die Natur- und Handelskunde eleganter Gegenstände und modischer Bedürfnisse beschrieben; in der zweiten werden die Grundsätze zur Entdeckung und Beurtheilung des Schönen und Nichtschönen in dem Gebiete der menschlichen Künste, vorgetragen und an Beispielen erläutert.

Inhalt.

Inhalt.

**Erste Abtheilung. Natur- und Handels-
kunde eleganter Gegenstände und modischer
Bedürfnisse.**

	Seite
1. Der Federschmuck	1
Die Reiherfedern	2
Die Straußfedern	11
2. Der Juwelenschmuck	32
Der Diamant	37
Der Rubin	73

Inhalt.

als
hle
ütter
achen.
c zwei
en wird
leganter
edürfnisse
werden die
Feurtheit
chönen in
Künste,
erläutert.

	Seite
Der Sapphir	76
Der Smaragd	77
Der Chrysolith	78
Der Topas	79
Der Hyacinth und Amethyst	81
Der Chalcedon	83
Der Carniol	85
Der Opal	86
Der Achat	91
Der Granat	95
Der Prasit und Chrysopras	99
Der Lasurstein	100
Der Turmalin	106
Die Perle	108
Perlenmutter	123

	Seite
1. Künstliche Perlen	125
2. Die Korallen	131
3. Falsche Korallen	154
4. Flittern und Filigranarbeit	156
5. Künstliche Blumen	159
6. Der Haarpuder	164
7. Die Schminke	171
8. Das Spinnen und das Spinnrad	181
9. Die Leinwand	187
10. Batist, Kammertuch, Linnon	208
11. Der Zwirn	214
12. Die Nadeln	221
13. Fingerhüte	233
14. Die Spitzen	241
15. Das Mahagoniholz	247

Zweite Abtheilung. Anleitung und
Grundsätze zur Beurtheilung des Schönen
und Nichtschönen im Gebiete der mensch-
lichen Kunst.

	Seite
1. Die Tanzkunst	252
2. Dramatische Dichtkunst und Schauspielkunst	278

Erklärung der Kupfer.

Der Umschlag auf der obern Seite. a) das Medaillon: die sitzende Dame, eine Pariserin, trägt auf ihren länglich runden Kuffatz ein broschirtes Band oder Chef in Silber, das in Binden geformt, auf demselben sich kreuzt. Vor derselben stehen zwei Damen in englischem Kostüm, die eine in einer Nachmittags-; die andere in einer Morgenkleidung. Die Haare der ersten schweben um das Gesicht in leichten Locken; die Hinterhaare sind glatt aufgeschlagen. Der Hut ist von dunkelgrünem Sammet; weiße Straußfedern sind an der linken Seite eingesteckt, und biegen sich über den Hut auf die rechte; oben auf demselben goldne Quasten. Das Kleid ist rund, von weißem Mouffelin die Ärmel sind kurz, in weiß gestickt. Glasfische Garnitur von weißem Sammet, mit Schnüren von rothen Knöpfen gebunden um die Ärme. Dieselbe Garnitur, eine vierfache Halskrause von weißem

*

Mouffelin, und zwei Schnüre von Perlen um den Hals; ein schmahl seidenes Band um den Leib. Weiße Schuhe und Handschuhe. Die Dame in der Morgenkleidung hat kurz abgeschnittenes in kleine Locken gekräuseltes Haar. Der Hut ist von weißem Sammet, mit gefärbten Mouffelin garnirt und oben in eine Schleife gebunden. Das Kleid ist rund von weißem Mouffelin mit langen Ärmel, und mit einer gestickten doppelten Bordüre. Garniture von gefärbten Mouffelin um der Taille, über der Brust und um die Ärme. Königin Elisabeths Halzkrausel. Hellblaue Schuhe. b) Ueber dem Medaillon; links, ein englisches Toquet; in der Mitte und rechts zwei französische Toquets. c) unter dem Medaillon, links ein englischer Kapot von Krep und Linon; in der Mitte ein französischer Kapot; rechts ein französischer Hut von Sammet.

2) Der Umschlag auf der untern Seite.

a) das Medaillon: Ein weibliches und männliches Pariser Kostüme. Die Dame trägt ein geschlängeltes Halsband und einen Nonnenschleier; diese Schleier werden hinten in Falten gelegt und dienen anstatt eines Kopfspuzes: einige sind von Spitzen und sehr lang, andere von Messeltuch, oder von Organdis, aber

sehr kurz, und haben nur längliche Vierecke ober Zitz
zafweis auch weiß zum Zierrath. Die Kleidung der
Pariser Elegants ist zu auffallend, als daß sie eine
Erklärung bedürfte. Die höckerähnliche Kragen auf
den Fraks sind den etwas niedrigeren schmalen gewis
chen. Das widernatürliche und entstellende Kämmen
der Backenhaare ins Gesicht findet nicht allgemeinen
Beifall. Die herzförmig ausgeschnittenen Stiefel sind
vorne merklich höher geworden. b) Ueber den Mes
dailon: links ein halber Turban, ein Toquet, ein
Hut von purpurfarbenen Atlas, alles englische Moden
c) unter den Medaillon: links ein Kapot aus Atlas,
ein englisches Modell, in der Mitte und rechts zwei
französische Kapots.

Im allgemeinen ist noch folgendes zu merken. Die
Aufsätze (Capotes) von Kreppstov sind gewöhnlich von
zwei sehr von einander abstechenden Farben: braun
(terre d'Egypte) und hellgrün; lilas und hellgelb;
schonkille und Feuerfarbe. Auch die violette Farbe,
die der Kornblüthfarbe nahe kommt. Die leichten gels
ben Strohhüte, die größtentheils ihren Rand verloren
haben, sind sehr im Gebrauche. Unter den kleinen
Hauben sieht man einen kapuzinerfarbenen oder vio
letten Grund. Es ist sehr gewöhnlich bei einen kurz

zen Schinion (à la paysanne) einen Strohhut zu sehen. Auf einigen sieht man vorne eine Feder von Stroh wie ein Fuchsschwanz gestaltet. Die vornehmsten Hauben sind von weißem Atlas und haben zwei weiße Federn zur Zierrath. Die Diademe und die Guirlanden werden noch immer zum großen Staate getragen; man trägt aber auch einen Kopfsputz von Haaren auf einem Grunde von Atlas. Der Knoten dieses Kopfsputzes ist niedriger als sonst, und die Aufsätze gleichen mehr der holländischen als griechischen Tracht. Hüte von weißem Atlas mit plat ausliegenden Federn zum vollen Anzug.

Das Silberband hat den Gebrauch der Blumen sehr selten gemacht; unter den wenigen bemerkt man die Toback's; und Lorbeerblumen, die andern Blumen sind willkürlich. Acajubraun, pistaziengrün, dunkel violett und schonkisse sind beliebte Farben der gestreiften Bänder. Die Bänder werden häufig mit zarten Strohsechten an beiden Seiten gestickt.

Insgemein werden nur weiße Schalls getragen. Auch sind die langen wollenen Schalls in Aufnahme gekommen. Die ponsorocken sind die beliebtesten. Noch sieht man die, alle Schönheit des Wuchses

versteckenden Tigermäntel von den grellsten, für das Auge unerträglichen Farben.

Die langen Kleider mit niedriger Taille werden täglich häufiger. Die Nesseltuche mit großen Blumen weiß in weiß, sind sehr beliebt, zu Kleidern und zu Halstüchern. Viele langen Kleider werden hinten zugeschnürt. Im Negligeé dienen zwei runde Schnüre die wie ein Knopfloch gefaltet, auf dem langen Kleide befestigt und vorne gebunden sind, anstatt des Gürtels. Diese Schnüre haben an jeden Ende, anstatt der Quakel, einen kleinen dreieckigen oder sechseckigen Sack. Beim großen Staate werden Kommetengürtel getragen mit langen Enden, mehr vorne als hinten gebunden. Die langen Kleider sieht man mit Kränzen von Fichtenlaub besetzt, an meisten beim Atlas. Die Gürtel kreuzen sich auf den Rücken. In London gilt jetzt das ägyptische Kleid von weissen und ledergelben Mouffelin für vollen Anzug. Der gelbe Mouffelin bildet eine scherpenartige Drapperie, welche mit einer Agraffe über der rechten Schulter befestigt wird. Auch in der Taille wird diese Drapperie fest gehalten und von da senkt sie sich nachlässig bis auf den Boden herab, wo sie wieder auf der linken Seite eben so hinaufsteigt. Um den Busen

trägt man Spitzen, Kurze und volle Aermel. Hut und Strausfedern gleichfalls von ledergelber Farbe. Sonst trägt man auch lilafarbiges Mouffelin, mit schwarzen Spitzen garnirt, häufig beim vollen Anzuge. Zum Morgenanzug trägt man Spencer von Lilastaft, die um die Taille mit Spitzen garnirt sind. Schwarze Spitzen-Garnirungen um die Aermel und Brust sind die gewöhnlichsten. Außer der ledergelben Farbe sind Erbsengrün und Lila die herrschenden Modefarben. Man trägt die Aermel vorne nicht mehr gefället. Die Hoben werden meistens aus weiß getragen, an deren Rößen so wie an der Einfassung der Aermel und an den Bordüren des Schalls sieht man breite à jour gefetzte Streifen. Weiße oder gelbe seidene Schuh sind übrigens à l'ordre du jour.

Das Kupfer No. 1. Die Göttin der Fröhlichkeit, an den Comusstaabe kenntlich, führet die Tanzkunst dem glücklichen Paare zu, welches so eben vor Hymens Altar sich ewige Treue gelobte; ihr Glück kann nur noch durch die Freude ihrer Gespielen und Freunde erhöht werden; diese werden ihnen solche nun, unter Anführung der Tanzkunst tanzend in bunten Reihen zu erkennen geben.

No. 2. Melpomene und Thalia steigen zu



Schuman del.

Meno Haas Sc Berlin 1801.

Im Fortlichen Ver
thronenliche
Linden tragen,
betragt man
das Schild der
Ehren und der
Lone lehret die
inden in den
und Arbeiten der
wand lasset, sich
zu bejten.

No. 3. hat
Grazen geschick

No. 4. der
mathekrubere
Krauterhol von
zur linken hat
mehrere dram
welcher auf hat
welche auf hat
Die Schellpan

den Sterblichen Herab, von Genien begleitet, welche theils dramatische Attribute, theils Attribute derjenigen Tugenden tragen, die durch die Dramaturgie sollen hervorgebracht werden. Einer dieser Genien bringet das Schild der Minerva, neben ihn der Genius des Scherzes und den der Satyre; denn in scherzendem Tone lehret die Schaubühne Tugend, und Weisheit, und indem sie den Hochmuth den Geiz und andere Laster und Thorheiten der Menschen in ein lächerliches Gewand kleidet, sucht sie durch die Geißel der Satyre zu bessern.

No. 3. das Titelpuffer. Venus wird von den Grazien geschmückt.

No. 4. die Bignette. Die drei Larven sind dramatische Attribute, nemlich die in der Mitte stellet das Trauerspiel vor, die zur rechten das Schauspiel, die zur linken das Lustspiel. Im Vordergrunde liegen mehrere dramatische Attribute, als der Comusstab welcher auf das Lustspiel, Helm, Schwerdt, Krone &c. welche auf das Trauerspiel und Schauspiel deuten. Die Schellpauke ist das Attribut der Tanzkunst.

Als eine den Geschmack bildende, die Empfindung veredelnde und die Verhältnisse der Frauen, als Mädchen und Sattinnen in ihrer wahren reinen Natur darstellende Lectüre, können folgende, bereits mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen, Taschenbücher mit vollem Recht empfohlen werden. 1) Anmuth und Schönheit ein Taschenbuch für Frauenzimmer welche die Kunst lernen wollen ihren Körper mit Geschmack zu verschönern. Es wird nicht nur gezeigt, worin jene himmlische Grazie besteht, die mit ihrer unwiderstehlichen Zauberwelt hinreißt; sondern auch wie die körperliche Schönheit erhalten und erhöht werden kann; wie z. B. die auf Verschönerung zielende Haut-Verbesserung des Gesichts, des Busens, der Hände angefangen, wie Flecken und andere Verunstaltungen der Haut hinweggeschafft werden sollen, ferner wie durch Kleidung, durch Pug und Schmuck, durch Wahl der so mannigfaltigen Farben zum Teint, durch den Schnitt der Kleider zum Wuchs Verschönerung möglich ist, und wie überhaupt bei ernstern, muntern und feierlichen Gelegenheiten der Anzug beschaffen seyn muß, wenn er gefallen soll.

2) Die Kunst mit Weiber glücklich zu seyn, und das Gegenstück hierzu,

3) Die Kunst mit Männer glücklich zu seyn; zwei Taschenbücher, die das Frauenzimmer gewis in die Geheimnisse einer wahren Liebe und beglückenden Ehe einweihen.





Schuman. del

Kretlow sc

...
...
...

Erste

Natur; und Handels
und mod

Eine fast über
verbreitete als ura

der

Von den alt
Griechen und Rö
Rom, dienten Fede
den der Ehre. S
und das Maß des

Erste Abtheilung.

Natur; und Handelskunde eleganter Gegenstände
und modischer Bedürfnisse.

Eine fast über den ganzen Erdkreis eben so
verbreitete als uralte Mode, ist unstreitig

der Federschmuck.

Von den ältesten Zeiten der Hebräer,
Griechen und Römer, bis auf den heutigen
Tag, dienten Federn zum Putz und zum Zei-
chen der Ehre. Federbüsche zierten den Helm
und das Ross des Helden, und von den rohen

Kindern der Natur an, bis zu den verfeinerten
 Zöglingen der Kunst, gehören noch jetzt,
 von Osten bis Westen, Federn zum festlichen
 Schmucke. Die Leichtigkeit, die seidenhafte
 Weiche, die elastische Biegsamkeit, die Fä-
 higkeit, jede beliebige Farbe anzunehmen, und
 endlich der sanfte, bescheidene Glanz, sind die
 angenehmen Eigenschaften der Federn, welche
 den Geschmack unserer Damen gewonnen ha-
 ben, und ihnen den ersten Rang in dem Tem-
 pel der Moden auf immer sichern; es sind aber
 auch zugleich Eigenschaften, die manche Züge
 des weiblichen Charakters sehr treffend — sym-
 bolisiren.

Zu dem schönsten und kostbarsten Feder-
 schmuck gehören die Reiher- und Strauß-
 federn.

An Schönheit und Kostbarkeit übertreffen

S. 3.



die besten
kennt an
in den
ber über
aber bei
Familie de
sen mit dem
dommeln an
wie diese
Knie hina
Hals, einen
etwas zusam
Nahrung best

*) Sie stehen vor
vorn im niedri
glänzenden Hü
metwürdiger
diesen ihren Fein
nähen, und sich

die besten Reiherfedern alle übrige. Man kennt an achtzehn Arten von Reihern, welche in den Sitten und der Lebensart mit einander übereinkommen; die wenigsten gehören aber bei uns zu Hause. Sie sind aus der Familie der Sumpfvögel, und unter diesen mit den Störchen, Kranichen und Rohrdomeln am meisten verwandt. Sie haben wie diese sehr lange vierzehige, bis über das Knie hinauf nackte, Beine, einen langen Hals, einen langen, graden, spitzen und etwas zusammengedrückten Schnabel. Ihre Nahrung besteht in Fischen *), Fröschen und

*) Sie stehen vorzüglich des Nachts am Ufer oder vorn im niedrigen Wasser, und locken mit ihren glänzenden Füßen die Fische heran. Es ist ein merkwürdiger Instinkt, daß die kleinen Fischgen diesen ihren Feind nicht fliehen, vielmehr sich ihm nähern, und sich gern an seinen Füßen reiben und

andern Wasserthieren; daher wohnen sie an den Flüssen, vorzüglich gern auf Inseln und an Seen, und nisten auf den benachbarten Bäumen.

Der Pfauenreiher oder Königsvogel ist in West- und Süd-Afrika zu Hause. Er ist kleiner als der Storch, hat einen schönen, röthlich-gelben, aufrecht stehenden Federbusch auf dem Kopfe, und wie die Hühner, rothe Kehllappen. Die Numidische Jungfer in der Levante, von der Größe eines Storches, mit einem nach hinten hangenden Federbusche auf dem Kopfe und hangendem Schwanze, und von aschgrauer und schwarzer

streichen. Daher bedienen sich auch die Fischer des im Wasser ausgekochten, und nachher abgeschöpften und mit Rinderblut und Semmelkrume zu einem Teig gekneteten Reiherfettes als eines vorzüglichen Köders zum Fischfang.

Farbe, ist in Afrika zu Hause. Der weiße Reiher in Ostindien, hat einen langen, weißen Federbusch. Der bunte Reiher, von der Größe einer Ente, mit weißer Brust, gelblichem Bauche, schwarzbraunem Rücken und aschfarbenen Flügeln und Schwanz, gehört zu den inländischen. Der gemeinste und bekannteste Reiher, der bei uns und überall auf der Erde angetroffen wird, ist der grüne Reiher. Er hat ziemlich die Größe des Kranichs; der Rücken steht bläulich, der Bauch weiß aus, die Brust ist schwarz gefleckt. Bei dem Männchen hangen etliche schwarzbraune, lange Federn vom Kopfe in den Nacken herunter.

Die langen Büschel, welche bei einigen Arten am Nacken herunter hangen, bestehen meistens aus drei bis acht Zoll langen Enden,

die sie in der Mauserzeit verlieren, welche sich durch ihre feine Bildung von allen andern Federn gar sehr unterscheiden. Sie haben nämlich eine schlanke Rippe, welche von unten bis oben auf beiden Seiten mit kurzen, überall fast gleich langen, großen Bartfasern besetzt sind. Sie ähneln einem schmalen, oben zugespitzten, auf beiden Seiten zart zerfaserten Bande. Die Vögel können sie nach Belieben aus einander beugen, und dergestalt wieder auf einander legen, daß sie nur eine einfache Feder zu seyn scheinen, so wie es unser Wiedehopf mit seinem dickern Federbusche machen kann. Die Seltenheit solcher vollkommenen Reiherfedern macht ihren hohen Preis. Nur wenige Reiher haben diese Zierde, jeder pflegt nur drei zu haben, und diese können sehr leicht auf dem Körper der Vögel, da sie sich

bald in Sümpfen, bald auf Bäumen aufhalten, und noch leichter, wenn sie ihnen an solchen unsichern Orten ausfallen, beschädiget werden. Ueberdies sind diese Reiher in vielen Ländern gar nicht, in andern nur selten.

Man findet ganz schwarze, graue, die ins bläuliche spielen, ganz weisse und weisse mit schwarzen Spitzen.

In Europa werden die schwarzen am höchsten geschätzt. Ihre Schwärze ist so schön und vollkommen, daß sie der Federschmücker ungefärbt verarbeitet, ohne sie einmal durch Seifenwasser zu reinigen. In Frankreich nennt man sie le heron noir oder heron fin; ein Federbusch von mehr oder weniger Reiherfedern wurde sonst daselbst mit 1200 bis 6000 Livres bezahlt.

Nach den schwarzen sind die grauen am

theuersten. Die weissen, welche in Frankreich heron faux heissen, werden für die schlechtesten gehalten; aber die ganz weissen mit schwarzen Endspitzen, haben wegen ihrer Seltenheit den allerhöchsten Preis.

Die drei stolzen Federbüsche, welche der türkische Kaiser trägt, als dreifaches Zeichen seiner Herrschaft über das Konstantinopolische, Babylonische und Trapuzuntische Reich, und von welchen er Eine dem Großvezier zur Bestätigung seiner Würde, wenn er mit dem Heere zu Felde zieht, auf den Turban steckt, bestehen aus ganz schwarzen Reiherfedern, welche, wie der Reisebeschreiber Tavernier versichert, nur auf der Insel Kandia gefunden werden. Sind sie ganz fehlerlos, so sollen sie im Orient einen so hohen Werth haben, daß sie nie nach Europa geschickt werden.

Die grauen Reiherfedern leben auch in Deutschland, am meisten in dem mit vielen Fischereien, Landseen und Waldungen versehenen Preußen. Am Leventinsee in Ostpreußen wohnen diese Vögel haufenweise. Hier werden sie gesammelt, von dem Schmutze durch Besprengung mit Wasser und durch Bleichen an der Sonne, gereiniget.

In Rußland werden Reiherfedern in Astrachan gesammelt und von dort aus verschickt. Der große und kleine weiße Reiher findet sich besonders häufig am schwarzen und Kaspischen Meere; seine Kopf- und Rückenfedern werden zu türkischen Turbanen, auf dem Theater und bei andern Gelegenheiten gebraucht; aber die Jagd dieser Vögel wird hier bei weitem nicht so benutzt, als es geschehen könnte.

Ganz weiße Federn, welche die Franz

rosen Nigrettes nennen, sollen aus Assen oder Kairo, aus der Levante, aus Indien, von Isle de France und Bourbon nach Frankreich kommen. Auch um Ferrara in Italien werden diese Federn gesammelt, wo sie die Einwohner, welche sie finden, wie die Preussen den Bernstein, als Regalien abliefern müssen.

Indessen sind alle Nachrichten, die wir bis jetzt über die Arten und Abarten dieser Vögel, über ihr Vaterland und über den Handel haben, der mit ihren Federn getrieben wird u. s. w. noch zu unvollständig und unzuverlässig, als daß sich darüber mit Bestimmtheit etwas sagen ließe. — Außer den Federn auf dem Kopfe, benutzt man auch einige andere, von den Flügeln und deren Rändern, und verfertigt davon die Spitzen oder das Herz

der Federbüsche des Damenkopfsputzes. Die drei Aigretten von Reiherfedern, wovon der deutsche Kaiser, der Grofsultan, und ehemals der Grofsmogul eine besaß, sind weltberühmt. Im Handel werden die Reiherfedern in Bündeln von einer bestimmten Anzahl verkauft, und ein solches Bündel heißt in Frankreich *Masse de heron*.

Der nächste Rang nach den Reiherfedern gebührt denen des Straußes. Der Strauß ist, wie das Kameel unter den Quadrupeden, der Riese unter den Vögeln; dieser und anderer Ähnlichkeit wegen heißt er auch Kameelstrauß, *Struthio camelus*. Dieses merkwürdige Thier ist gewöhnlich sechs bis sieben Fuß hoch, und erreicht mit dem langen Kameelhalse eine Höhe von zehn Fuß. Der Kopf ist verhältnißmäßig klein, die Augen sind nicht

rund, wie bei andern Vögeln, sondern oval, wie beim Menschen; in den Augenlidern finden sich regelmäßige Wimpern. Seine kurze Flügel, die er im Laufen ausstreckt, dienen ihm zur Beförderung seiner außerordentlichen Schnelligkeit; fliegen kann er nicht. Am Ende jedes Flügels stehen zwei hornartige, übereinander zwei Zoll lange Stacheln, deren Gebrauch man nicht weiß. Brust und Hinterleib sind mit einer schwieligen Haut versehen, worauf er sich beim Liegen stützt. In den Beinen besitzt er eine große Kraft. Die Schenkel sind so stark wie Mannschenkel. An jeden Fuß hat er zwei vorwärts gerichtete Zehen, und hinterwärts einen sehr kurzen Sprungknochen, der ihm anstatt des Hackens dient. Der Kopf, der obere Theil des Halses, die Schenkel, die mit den Flügeln bedeckten Seiten, sind nackt,



oder haben
oder meißer
dern. Eigen
den Flügeln
längsten Bed
und den un
Schwere bet
Das Dat
fen in W
Dagascar.
schaft Sach
ganzen Erd
Einaden, m
ob sie die
theilen woll
hier, wo m
wachen, le
sich von W

oder haben nur Fasern, welche den Haaren oder weisser Wolle ähnlicher sind, als den Federn. Eigentliche Pflaumen hat er nicht. An den Flügeln und an dem Schwanz sind die längsten Federn; kürzere bedecken den Rücken und den untern Theil des Halses. Seine Schwere beträgt an zwei Zentner.

Das Vaterland der Strauße sind die Wüsten in Afrika, Syrien, Arabien und auf Madagascar. Die zahlreichsten sind in der Landschaft Sahara, der größten Wüste auf dem ganzen Erdboden. Die Strauße lieben diese Einöden, wie alle große Thiere, gleichsam als ob sie die Herrschaft nicht mit den Menschen theilen wollten. Kaum begreift man, wie sie hier, wo nur wenige und magere Pflanzen wachsen, leben können, und doch nähren sie sich von Pflanzen und Saamen, Datteln und

dergleichen. Aus Freßbegierde verschlingen sie wohl Steine und Stücke Metalle, aber nicht, wie es der Wunderglaube übertreibt, glühendes Eisen. Zum Brüten bauen sie kein Nest, sondern legen ihre Eyer im Sand, jährlich an funfzig, von der Größe eines Kinderkopfs. Ihr Fleisch und ihre Eyer dienen den Einwohnern zur Speise, ihre Haut wird zu Leder verarbeitet, und ihre Haare zu groben Tüchern. Sie pflanzen sich als Hautthiere fort, und verschiedene afrikanische Völker unterhalten sie heerdenweise, wie wir die Hühner und Gänse. Sie lassen sich leicht zähmen und gewöhnen sich an das europäische Klima, selbst an den kalten Himmelsstrich, denn man hat in Petersburg einen gehegt. Zwei Menschen tragen sie mit Leichtigkeit im Laufe, und könnte man die Mittel, sie zu lenken und zu

regieren, ausfindig machen, so würden sie dem Menschen auch noch mit ihrer Geschwindigkeit dienen.

Den größten Vortheil geben uns ihre Schwanz- und Flügel Federn. Ihre angenehme Bildung, ihre Länge, ihr vorzüglicher Glanz und ihre Fähigkeit sich, wegen ihrer geringen Fettigkeit, leichter als andere reinigen und färben zu lassen, geben ihnen den hohen Werth. Ihre Länge und ihre Elastizität und Stärke machen sie zu Verarbeitungen geschickt, deren andere nicht fähig sind. Bei den Federn der andern Vögel greifen die Fasern des Warts in einander ein, und bilden die zusammenhängende Fahne, die an der einen Seite der Rippe viel breiter als an der andern ist; aber am Strauße sind die Fasern, wie an den Reiherfedern, auf beiden Seiten gleich lang, ein-

zeln abgesondert und seidenhaft. Wegen dieses Umstandes, daß die Rippe genau in der Mitte hinauf läuft, haben die alten Egyptier eine Straußfeder gemalt, wenn sie einen unpartheiischen Richter andeuten wollten.

Nach Europa kommen die Straußfedern aus Algier, Marokko, Tripolis, Tunis, Kahirö und Alexandrien, wohin sie aus dem Innern Afrikas durch Karawanen gebracht werden. Ehemals war Venedig der Marktplatz, woher diese Waare über ganz Europa verbreitet ward. Hernach ging sie meistens nach Marseille; aber in den neuesten Zeiten haben die zahlreichen Judenfamilien, welche in den afrikanischen Staaten leben, diesen Handel fast gänzlich an sich gezogen, und diese senden jetzt die meisten Federn ihren Glaubensgenossen zu Livorno, von denen sie nun fast alle Nationen

tionen

tionen verschreiben. Den aus Marseille verschriebenen Federn sind gewöhnlich viele falsche untergemischt, welches bei denen aus Livorno weniger zu besorgen ist.

Wenn die Federn gut seyn sollen, so müssen sie entweder den noch lebenden oder kurz vorher getödteten Vögeln abgenommen werden; denn sonst werden sie leicht von den Motten angegriffen und erhalten sich nicht. Hiervon versichert sich der Kaufkäufer dadurch, daß er untersucht, ob sich aus dem untern Theile der Spule ein blutiger Saft ausdrücken lasse, denn dieser fehlt den alten Federn, und denen, welche von selbst ausfallen, oder auf dem Körper abgestorben sind, imgleichen denen, welche den durch Krankheit oder Alter umgekommenen Thieren, ausgerissen sind.

Die Mauren jagen Strauße zu Pferde;

da sie aber schneller als Pferde laufen, so ist eine besondere Geschicklichkeit nöthig, um im Verfolgen des Vogels einen kürzeren Kreis zu beschreiben, und sie durch ununterbrochenes Laufen so zu ermüden, bis er ermattet niedersfällt, oder seinen Kopf, als den schwächsten Theil seines Leibes, instinktmäßig in einem Strauche zu verbergen sucht, und alsdann mit Knüppeln, damit das Blut nicht die Federn verderbe, todtgeschlagen wird. Diejenigen Strauße, welche einige Völkerstämme in Sahara und um Algier heerdenweise unterhalten, werden, wie unsere Gänse, im Juni und Juli berupft.

Man unterscheidet im Handel die Federn der männlichen und weiblichen Vögel. Jene haben die schönste Weiße, sind größer, breiter, reicher an feidenhaften Fasern, und in

jedem Betracht vorzüglicher. Man macht dar-
 aus drei Sorten. Die erste besteht aus den
 Federn des Rückens und aus den Oberfedern
 der Flügel, welche alle deswegen weniger be-
 schädiget sind, weil sie dem Reiben und der
 Abnutzung weniger ausgesetzt sind. Die an-
 dere Sorten machen die besten übrigen Flü-
 gelfedern aus, welche schon etwas beschädigt
 zu seyn pflegen, und zur dritten Sorte gehö-
 ren die Endfedern der Flügel. Dann sind
 auch noch die Schwanzfedern, welche gleich-
 falls nach der Güte in drei Arten unterschie-
 den werden.

Die weiblichen Federn haben immer eine
 grauere Farbe, welche ihren Werth vermin-
 dert. Die weissesten sind also die besten; noch
 schlechter als die grauen sind diejenigen, wel-
 che eine Mischung von grau und weiß haben;

diese werden von den Franzosen Bailloques genannt.

Die kleinern Deckfedern heißen uneigentlich Deckfedern, duvet; sie haben eine Länge von 4 bis zu 12, auch 15 Zoll. Sie sind bei den Hähnen beständig schwarz, und heißen in Marseille und bei den Federschmückern petit-noir; bei den Hennen sind sie bald dunkler, bald heller grau, und werden petit - gris genannt.

Jetzt hält man die Federn, welche aus Algier kommen, für die besten, und zwar vornehmlich deswegen, weil sie den lebenden Thieren ausgezogen sind; jedoch ist dies nur von den längsten zu verstehen; denn um petit-noir zu erhalten, muß der Vogel getödtet seyn. Nächst diesen schätzt man am höchsten diejenigen, welche aus Tunis, Alexandrien

und Madagascar verschrieben werden. Viel schlechter sollen die aus Senegal seyn. Die, welche Egypten verschickt, werden um ein Fünftel im Preise geringer gehalten, als diejenigen, welche aus der Barbarei, aus Saida und Aleppo ankommen. Am Senegal sollen die Mauren die Federn besser zu verwahren verstehen.

Die Araber oder Mauren verkaufen sie in Bündel; ein Bund soll aus 18 Stücken bestehen. Die Kaufleute klagen, daß sie gute und schlechte zusammenbinden. Die Europäer lesen sie sorgfältig aus, und machen daraus mancherlei Sorten, welche sie unter allerlei Namen zu sehr verschiedenen Preisen verkaufen. Die großen, feinen, weissen Federn verkaufen sie in Paketen von 50 Stück, oder wie man zu Marseille sagt, en masse; die an-

bern werden zu Hunderten, und die schlechten nach Pfunden verkauft. Vor mehreren Jahren waren folgende Preise in Frankreich festgesetzt:

Erste Sorte 100 Stück 400 Livres.

Zweite — — — 200 —

Dritte — — — 100 —

Schwanzfedern — — 40 —

Kleine Federn 1 Pfund 15 — 40 Piafter.

Schwarze Pflaumfedern.

Duvet noir, 1 Pfund 12 — 24 Livres.

Petit - noir gelten viermal mehr als

Petit - gris.

Der Federschmücker oder Künstler, welcher die Federn verarbeitet, muß jede, so wie sie aus dem Bunde herausgenommen wird, auseinander legen, und durch Streichen und Drücken mit der Hand die Bartfasern von einander trennen und ordnen, wobei sich eini-

ge einer weichen Bürste bedienen. Alsdann werden sie an einem Faden gereiht, um sie im Seifenwasser von allem Schmutz reinigen zu können. Dieses muß nur eine Wärme haben, welche die Hand bequem leiden kann. Man hat stärkeres und schwächeres Seifenwasser, und bringt die aufgereihten Federn nach und nach aus dem einen ins andere, bis endlich aller Schmutz durch vorsichtiges Reiben und Drücken weggebracht ist.

Um die Weisse zu erhöhen, zerreibt man die feinste gesiebte Kreide, welche oft in Kugeln, unter dem Namen blanc d'Espagne, verkauft wird, im heißen Wasser, und taucht den Faden mit den aufgereihten Federn eine Viertelstunde hinein, rühret alles oft mit einem Stöckchen um, damit sich nicht die Kreide ganz zu Boden setze. Hernach werden sie

im Wasser abgespült und alsdann etwas gebläuet. Zu dieser Absicht färbt man Wasser dunkelblau mit Indigo, der, wie gewöhnlich, in ein Beutelchen gethan ist, und gießt davon so viel zu reinem Wasser, als zu dem erforderlichen bläulichen Schimmer nöthig zu seyn scheint. Darin werden die Federn eingetaucht, jedoch mit der Vorsicht, daß jedesmal nur Federn von einerlei Güte zusammen gefärbt werden.

Wenn sie gebläuet sind, werden sie geschwefelt, und dies geschieht so, wie seidene Strümpfe, Blondes und dergleichen geschwefelt werden. Hernach werden sie zum Trocknen in der Sonne oder neben einem Feuer aufgehängt; aber ehe sie gänzlich trocken sind, werden sie abgenommen. Einige werden zugleich über einander gelegt, mit der linken Hand

an der Spule gefaßt, auf einem ebenen Tisch gehalten und mit der rechten Hand geschlagen. Dadurch werden die Bartfasern getrennt und geordnet, welches bei gar zu trocknen Federn nicht ohne Schaden geschehen konnte.

Federn, welche auf diese Weise nicht weiß genug werden wollen, oder welche Flecke haben, müssen an der Luft gebleicht werden, nachdem sie vorher im Seifenwasser gewaschen und getrocknet worden. Alsdann wird jede Feder unten wie ein Zahnstocher zugeschnitten und einzeln auf einem Rasen oder auf einem mit Gras bewachsenen Platz mit diesem Ende so weitläufig in die Erde gesteckt, daß sie die Luft durchstreichen kann. So werden sie der Wirkung der Luft, des Thaues und der Sonne 14 Tage ausgesetzt; hernach noch

einmal durch Seifenwasser gezogen, getrocknet und wie die übrigen bearbeitet. Inzwischen ist zu merken, daß die Federn durch das Bleichen gar zu sehr ausdorren, und eben deswegen an der Güte verlieren.

Den völlig geweiseten Federn giebt nun der Künstler die Bildung, welche ihre Schönheit erhöht. Er löset sie von den Faden ab, woran sie gereiht sind; er streift sie einigemal durch die Hand, beschneidet mit der Scheere diejenigen, deren Bart beschädiget ist, und legt eine nach der andern einzeln vor sich auf eine starke Pappe, oder auf ein weiches Bret, woran sie die linke Hand mit der Spule festhält, und fährt alsdann mit einer stumpfen Glascherbe einigemal über die Feder, von der Spule nach der Spitze zu, wodurch sie weich und sanfter wird. Dem Glase giebt

man gern die Form eines Quadranten, und stumpft den Rand so viel ab, daß er der Feder nichts schaden kann.

Um die Federn zu frisiren, wird jede einzeln am Spulende mit der linken Hand an den Rand eines Pults gehalten, damit die rechte den Bart jeder Seite einigemal zwischen einem Messer und den Fingern hindurchziehen kann, wodurch die Fasern sich kräuseln und gleichsam Locken bilden. Das Messer gleicht einem spitzen Taschenmesser; der Stiel ist dick mit Bändern bewunden, damit er die Hand besser füllen und fester gehalten werden könne. Dies ist die Zurichtung der Federn, welche weiß sind, und weiß bleiben sollen.

Diejenigen, welche schwarz sind, sind selten so dunkel und glänzend schwarz, daß sie nugefärbt gebraucht werden könnten. Die mei:

sten sind mehr braun als schwarz, und müssen gefärbt werden. Dies geschieht mit Kampeche : Holz. Das Wasser, welches damit abgekocht ist, wird abgeklärt und noch einmal mit grünem Vitriol gekocht. In diese, noch etwas warme Brühe, werden die an Fäden gereihten Federn gethan; sie werden mit einem Stöckchen nangerührt, und ein paar Tage darin gelassen. Sind sie schwarz genug, so müssen sie rein ab gespült oder abgewaschen werden. Der Arbeiter läßt Potasche in Wasser kochen, klärt dies ab, zerläßt darin Seife, und wäscht in dieser Brühe, welche er oft erneuert, und nach und nach schwächer macht, die Federn so lange, bis sie das Wasser nicht mehr färben. Hernach erhalten sie ebenfalls die oben beschriebene Zurichtung der weissen Federn.

Die weissen nehmen niemals die beste Schwärze an, es wäre denn, daß man sie vom Hutmacher färben ließe; aber in dessen Kessel verbrennen sie leicht, oder verderben, dagegen nehmen sie leicht alle andere Farben an. Man gebraucht dazu folgende Pigmente. Das zu jedem Grade der Farbe nöthige Verhältniß der Theile, findet jeder Künstler leicht. Es ist jedoch zu merken, daß er wohl thut, wenn er die Feder lieber zu blaß als zu dunkel färbt. Denn im ersten Falle kann leicht durch wiederholte Eintauchung geholfen werden, aber im letzten Falle müßte die Farbe durch Seifenwasser vermindert werden, wodurch sie viel an Schönheit verliert. Auch ist zu merken, daß es besser ist, kalte oder wenig erwärmte Farbenbrühe zu gebrauchen, als sehr heisse, weil letztere die Schönheit vermindert.

Die schönste Rosenröthe giebt Saflor. Seine gelbe Farbe muß vorher mit Wasser fein ausgewaschen werden, alsdann wird er mit Potasche und Wasser geknetet, worauf die braune Brühe durch ein Leinen ausgepreßt und mit Zitronensaft zur angenehmsten Röthe erhoben wird. Eine andere Röthe entsteht, wenn die Federn erst in Alaunwasser und hernach in heißer Brühe von Brasilienholz einige Stunden gehalten werden. Soll es Karmosin werden, so werden die Federn hernach durch Wasser gezogen, worin Orseille abgekocht ist. Soll die Farbe Prune de Monsieur werden, so zieht man sie durch eine Auflösung von Potasche.

Das schönste Himmelblau wird durch die Auflösung des Indigo in Vitriolöl erhalten. Um grün zu färben, wird Kurfume oder

Wau abgekocht, und in das gelbe abgeklärte Wasser werden einige Tropfen der oben genannten Indigoauflösung gethan. Lila entsteht, wenn die Federn in ein Absud von Orseille und hernach in eine Auflösung von Potasche getaucht werden. Gelb giebt ein Absud von Wau, worauf sie durch Alaunwasser gezogen werden. Eine schwarze Brühe giebt grau oder Bou de Paris. Orange entsteht durch ein Absud von Orlean und Potasche. Man läßt diese Brühe fast kalt werden, und taucht alsdann die Federn einigemal ein.

Zerbrochene Straußfedern und Abgänge gebraucht der Federschmücker zu den sogenannten Esprits und zusammengesetzten Federn. Auch weiß er sie durch das Spalten des Kiels und Befestigung desselben mit elastischem Drath,

schwankender zu machen, und ihnen überhaupt hundert schöne Formen zu geben.

Der Juwelenschmuck.

Unter Juwelen versteht man nicht allein die Edelsteine und Perlen überhaupt, und besonders die geschliffene Steine, sondern auch die damit besetzten Kleinsdien und Geschmeide.

Die Schönheit an Glanz und Farben, die Härte und Schwere, wodurch die Edelsteine alle übrigen Steine übertreffen, die spürliche Seltenheit, mit welcher sie die Natur hervorbringt, hat denselben in den Augen der Menschen einen so hohen Werth gegeben, daß sie den ersten Rang unter allen Erzeugnissen der Erde behaupten, und selbst dem Gold und Silber weit vorgezogen werden.

Die

Die eigentlichen Geburtsörter der Edelsteine sind Berge und Felsen, wo sie vermuthlich auf ähnliche Art, wie die Kristalle und Kiesel, gebildet werden. Die, welche man in der Ebene und in Flüssen einzeln findet, sind durch Wasserfluthen aus den Bergflüften losgerissen, und dahin geschwemmt worden. Die meisten von diesen werden für vollkommener und reifer gehalten, als jene, welche man aus den Bergen selbst bricht. Indes sind sie doch alle mehr oder weniger unrein, unförmlich und zum Theil mit einer Kruste von gemeiner Berg- oder Steinart, dem Muttergestein, umgeben. Von der größten Unreinigkeit werden sie dann auf der Stelle befreiet; allein den Glanz und die Form giebt man ihnen nachher durch Schleifen.

Die Kunst, Steine zu schleifen, ist nicht

so alt als die Kunst, Figuren in die Edelsteine einzugraben. Das Bedürfniß der Siegel ließ die Hohlgravirung sehr frühe erfinden. Schon Juda, Jakobs Sohn, hatte einen Siegelring, und Moses redet von dem Siegelring des Pharaos. Eben darum ist auch die Kunst, vertiefteste Figuren einzuschneiden, weit älter als die, erhabene Figuren einzugraben. Vertieft geschnittene Steine heißen Intaglios, erhaben geschnittene werden Kameen genannt.

Die Kunst, Edelsteine zu schleifen und zu schneiden, wurde in den Morgenländern erfunden; die Egyptier sind das älteste Volk, das sich damit abgab; aber alle ihre Steine sind nicht erhaben, sondern hohl gegraben. Von ihnen kam die Steinschneidekunst zu den Israeliten, Hetruriern, Griechen und Römern; die beiden letztern brachten es darin am weitesten,

und die Griechen waren die ersten, die erhabene Figuren auf Steine schnitten, und diese Kunst sehr hoch schätzten. Sie enthielten theils die Bildnisse, Geschichten und Thaten ihrer Götter und anderer berühmten Männer, theils mancherlei religiöse und weltliche Gebräuche. Man faßte sie entweder in Ringe und trug sie an den Fingern bloß zum Schmuck, oder man brauchte sie zu Siegeln, oder besetzte kostbare Gefäße damit. Von diesen geschnittenen Steinen ist eine ziemlich große Anzahl auf unsere Zeiten gekommen, und man hat ansehnliche Sammlungen, besonders in Italien, angelegt. Die vornehmste unter allen bekannten Sammlungen ist die, welche sich ehemals in dem Antikentempel im Garten von Sanssouci bei Potsdam befand, jetzt aber im Naturalien- und

Kunstkabinet im Schlosse zu Berlin gesehen wird. Sie besteht aus 3444 der schönsten und ältesten geschnittenen Steine. Unsere neuere Steinschneider eifern den alten mit glücklichem Erfolge nach.

Nach dieser kleinen Abschweifung komme ich auf die Edelsteine als Schmuck zurück. Die ächten Edelsteine werden vorzüglich in Hinterindien, Vorderindien, auf den ostindischen Inseln, und in Amerika gefunden. Sie werden gewöhnlich in vollkommne oder ganz edle (Gemmen), und in Halbedelsteine eingetheilt. Zu jenen rechnet man die ganz durchsichtigen, zu diesen die halb durchsichtigen und undurchsichtigen. Indes ist dies kein allgemeines und wesentliches Kennzeichen, weil man oft durchsichtige und undurchsichtige Steine von Einer Art findet. Man werset

ihnen ungefähr folgende Rangordnung an: der Diamant, der Rubin, der Sapphir, der Topas, der Smaragd, der Amethyst, der Granat, der Hyacinth, der Beryll, der Chrysolith, der Karneol, der Chalcedon, der Achat, der Opal, der Onyx, der Sardonyx, der Lasurstein, der Turmalin. Es findet aber hierbei noch viel willkürliches Statt.

Man zählte sonst alle Edelsteine zu den Kieselarten, weil sie mit denselben die äußern und innern Kennzeichen gemein zu haben scheinen. Nach einer genauern chemischen Untersuchung hat man aber gefunden, daß der Diamant aus einer eigenen, von der Kieselerde verschiedenen, Grunderde besteht, und also in dieser Hinsicht von den übrigen Edelsteinen getrennt werden muß.

Unter allen Edelsteinen ist der Diamant

der schönste, härteste und durchsichtigste; er ist in jeder Rücksicht einer der merkwürdigsten, wunderbarsten, so wie der kostbarste Körper in der Natur. Man findet ihn theils blaß tingirt, fast in allen Farben, theils farbenlos, und dann gleicht er dem reinsten Kristall oder einem hellen Thautropfen; daher nennt man auch seine Durchsichtigkeit das Wasser, seine Eigenschaft aber, das Licht sehr stark zu brechen, oder den Glanz, womit er alle Farben zurückwirft, das Feuer. Er ist der härteste aller bekannten Körper, der von keiner Feile angegriffen wird, hingegen alle andere Edelsteine ritzt, und am Stahl Funken giebt. Er zieht leicht und fest Lichtstoff an: wird er den Sonnenstrahlen ausgesetzt, electrifirt, oder auch nur erwärmt, so leuchtet er eine Zeit nachher im Dunkeln. Man findet ihn

gewöhnlich krystallisirt, und zwar mehrentheils mit acht gleichen, dreiseitigen Flächen und abgestumpften Kanten, zuweilen aber auch in runden, stumpfeckigen Körnern. Sein Gefüge ist blättrich, und der Durchgang der Blätter richtet sich allemal nach den acht Seiten, und läßt sich nur nach diesen Richtungen spalten oder klöven. Die Bestandtheile sind eine eigne Grunderde, der man den Namen Edelerde gegeben hat, und ein trennbares Wesen. Die Edelerde unterscheidet sich von der Kieselerde dadurch, daß sie sich nicht in Flußspathsäure auflösen läßt, und mit dem mineralischen Laugensalze nicht zu einem durchsichtigen Glase schmilzt. In einer Hitze, die etwas größer ist, als worin das Silber schmilzt, verfliegt er ohne Rückstand, und bringt sogar eine kleine gelbliche Flamme hervor, und es

bildet sich kohlenfaures Gas; wird er aber mit Kohlenstaub umgeben, und gegen den Zutritt der Luft verwahrt, so bleibt er im stärksten Feuer, unverändert. Den ersten Beweis von der Zerstorbarkeit des Diamants im Feuer erhielt man durch die Versuche, welche der Großherzog von Toskana, Cosmus III, in den Jahren 1694 und 1695 anstellen ließ. Eben dies erfuhr Kaiser Franz I, als er auf den Gedanken kam, mehrere kleine Diamanten zu Einem großen zusammen zu schmelzen. Er bediente sich dabei nicht des Brennspiegels, wie jener, sondern des Ofenfeuers, und doch verzehrten sie sich. Bloss der erste Versuch kostete ihm 6000 Gulden. In der Folge sind dergleichen Versuche öfters wiederholt und bestätigt worden.

Die schönsten Diamanten werden in Ost:

indien, vornehmlich in Galkonda, Bisapur, Bisnagar, Decan, Borneo und in Amerika gefunden, wo die Portugiesen im Anfange dieses Jahrhunderts sehr ergiebige Diamantgruben in Brasilien entdeckt haben. Man bricht sie theils in Berg- und Felsklüften, theils findet man sie an Flüssen und im Sande. Die Gewinnung derselben ist außerordentlich mühsam, sowohl wegen ihrer Seltenheit, als auch weil sie wegen der äußern Rinde von der gemeinen Erd- und Steinart, worin sie liegen, schwer zu unterscheiden sind. Die Distrikte, wo sie gefunden werden, sind gemeinlich Privatleuten, gegen eine gewisse Abgabe an den Landesherren, überlassen, oft behält sich dieser auch die größten selbst vor. Nachdem sie von ihrer Rinde befreiet worden sind, so werden sie von den Indianern entwe-

der geschliffen oder auch roh verkauft; die geschliffenen sind aber mehrentheils schlecht und fehlerhaft bearbeitet. Für Europa wird der erste Einkauf hauptsächlich von den ostindischen Kompagnien in Holland und England betrieben, welche sie sodann an die Juweliere und Juden verkaufen. Jetzt versorgt aber Portugal die Europäer mit brasilianischen Diamanten reichlich. Damit jedoch der Preis nicht so schnell fällt, so läßt der Hof nur immer einen kleinen Theil davon verkaufen, und hält die übrigen zurück. Bei diesem Handel bestimmt die Güte, die Farbe und die Größe den Preis des Steins.

Er ist gut, wenn er keine Flecke und Risse hat.

In Ansehung der Farbe werden im Allgemeinen die gefärbten weniger geschätzt als die

ganz wasserhellen, ungefärbten; jedoch zieht man die mit seltenen Farben, besonders die grünen, den ungefärbten noch vor. Gelbe und blaue sind gemein. Die rosenrothen gehören schon zu den seltenen. Wenn der Käufer sich von der Güte und Beschaffenheit des Steins unterrichtet hat, so wird der Preis desselben auf folgende Weise festgesetzt. Man nimmt an, daß der Stein nur ein Gran schwer sey, und vereinigt sich darüber, was ein Gran gelten solle; z. B. 5 oder 8 Thaler. Hierauf wiegt man den Stein und multiplicirt alsdann die Zahl der Grane erst durch sich selbst, und darnach das daraus enthaltene Produkt mit dem Preise des Grans, so findet man den Werth des Steins. Wenn z. B. der Gran zu 50 Thaler festgesetzt wäre, und der Stein wöge 5 Gran, so ist sein Preis 1250 Thaler.

Dies pflegt in Holland der Preis der rohen Diamanten zu seyn. Portugal verkauft den Karath im Durchschnitt für 13 Thaler. Geschliffen sind sie noch mehr als einmal so theuer. Von kleinen geschliffenen, deren mehrere auf einen Karath gehen, kostet das Karath 30 bis 50 Thaler. Bei dem Diamantens Gewicht betragen 72 Karath Ein Loth.

Vor diesem wurden die Diamanten gesägt, jetzt aber geschieht das nicht mehr, sondern man spaltet sie, nach einer, vor ungefähr 30 Jahren erfundenen, Art. Die Spaltung geschieht vermittelst eines andern Diamants und eines Schlags, wodurch er in einer dem Auge unmerklichen Ritze zerspringt. Diese große, nur durch lange Übung zu erlangende Kunst besteht darin, daß man die Ritze grade nach der Richtung seines Gewebes oder

seiner Blätter anlegt. Denn nach keiner andern Lage läßt er sich spalten.

Der größte jetzt lebende Künstler in Bearbeitung der Diamanten, ist Andreas Demelmann in Amsterdam. Er hat eine Maschine erfunden, Diamanten in ganz dünne Blätter zu sägen, und wenn sie auch so dünne wie ein holländischer Schilling wären. Auch hat er die Kunst erfunden, die Diamanten, mittelst einer Drillmaschine, zu durchbohren, welches ihm bis jetzt noch Niemand nachgemacht hat. Für den Großsultan hat er einen Diamant durchbohrt, der in Form eines halben Mondes geschliffen war.

Der Diamant kann nur von einem Stein seiner Art bearbeitet werden. Sind die Diamanten gespalten, so glüht man sie, um sie von dem anklebenden Unrath zu befreien, in einem

eisernen Ofen. Hierauf folgt das Beschneiden, welches ihnen schon im Groben die Gestalt giebt, die sie hernach durch das Schleifen im Feinen erhalten sollen. Denn es würde viel Zeit erfordern, den Stein bloß auf der Scheibe mit Diamantboord zu bilden. Dies geschieht weit schneller, wenn sich zwei Diamanten selbst an einander reiben, und dieses ist, was der Diamantschneider Beschneiden nennt.

Das Schleifen geschieht auf einer mit Diamantboord belegten Scheibe. Man reibt oder stößt in einem kleinen stählernen Mörser kleine und schlechte Diamanten zu feinem Pulver, macht es mit Genueseröl, dem feinsten Olivenöl, an, und trägt diesen sogenannten Diamantboord aus der Diamantschale, einem kleinen Messingfelche, mit Win-

feln auf die Scheibe. Die Scheibe ist von roth Eisen und mit stählernen Meißeln abgedreht. Sie wird durch ein Sternrad, das horizontal liegt, in Bewegung gesetzt. Den Diamant hält der Künstler in der Hand, und bewegt ihn unmerklich mittelst des Draths der kupfernen Hülse, auf welcher der Diamant in einem von Zinn und Blei gemischten Futter sitzt. Auf diese Art bietet sich immer eine neue, frische, glatte Stelle der umgehenden Scheibe dar. Eine solche Scheibe kann 30 Jahr aushalten. Zwei Diamanten von zwei oder drei Gran, können auf einer Scheibe in einem Tage fertig geschliffen werden.

Der Diamantschneider giebt dem rohen Steine verschiedene Gestalten, und verwandelt ihn, mit mehr oder weniger Flächen, in einen Brillant, Rosenstein, Tafelstein und

Dickstein. Dem Brillant gebührt unter den verarbeiteten Diamanten die erste Stelle, und er wird auch am höchsten geschätzt und am theuersten verkauft. Man kann sich seine künstliche Gestalt am süglichsten als zwei abgekürzte Kegeln vorstellen, die an ihrer Grundfläche zusammengesetzt sind. Demjenigen Theil, welcher nach der Fassung sichtbar ist, nennt man die Krone oder Pavillon; den untern, welcher durch den Kasten ganz von aussen bedeckt ist, und welchen der Künstler insgemein etwas stärker macht, das Untertheil oder die Kulasse. Jedem Theil giebt das Schleifen kleine dreieckige Flächen oder Fasetten, die auf dem Stein in drei Reihen über einander liegen. Die unterste und oberste Spitze kürzt der Künstler ab; die horizontale Fläche wird die Tafel genannt, und diese ist größer

größer als die horizontale Fläche des Untertheils, welche man Kalette nennt. Der Brillant ist demnach ein solcher geschliffener Stein, dessen Pavillon und Kulasse enger zusammenlaufen, wo sich an den Pavillon einige Reihen eckiger Fasetten an eine größere, und an der Kulasse einige eben solcher Fasetten, an eine um den fünften Theil kleinere Horizontalfläche schließen. Auf einen guten Brillant gehören 15 Fasetten, und alle diese können angebracht werden auf Brillanten, die so klein sind, daß 2000 auf 4 Grane, d. i. auf einen Karath, gehen. Diejenige Arbeit, welche den Brillant vollkommen macht, sind die Queer- und Sternfasetten. Die, welche an die Tafel stoßen, heißen Sternfasetten, und die andern, welche an die Einfassung reichen, Queerfasetten. Diese Stücke

theilen die Tiefe der obern Seiten, von den Tafeln bis an die Einfassung, in gleiche Theile, und stoßen mitten in jeder Seite der Tafel und der Einfassung sowohl als in den Winkeln zusammen. Sie stellen also auf allen vier Seiten und Winkeln des Steins ordentliche Neigungen der Queer- und Sternfasetten gegen einander vor. Die drei wirklichen Fasetten, die auf dem untern Theil des Steins sind, und an die Einfassung stoßen, müssen um die Hälfte breiter als die obern, d. i. in dem natürlichen Verhältniß von 2 zu 3, seyn, damit sie auf den Theil der Sarge passen. Was die fernere Figur der Brillanten betrifft, so giebt man ihnen eine viereckige, runde, längliche, oder eyförmige, birn- oder tropfenförmige und herzförmige Gestalt. Die birn- und tropfenförmigen Brillanten werden Pen-

de loques genannt, und es wurde ehedem ein kleines Loch durch ihr zugespitztes Ende gebort, dadurch man einen Drath zog, daß sie daran frei hängen konnten. Weil aber dergleichen Löcher leicht ausbrechen, so hat man in neuern Zeiten dieses Bohren unterlassen, und fast solche Steine à jour oder in ordentliche Kassen. Wenn ein Stein unterwärts glatt ist, oberwärts aber die Fläche und Seiten des Brillanten hat, so nennt man ihn einen halben Brillant oder Brillanet. Solche Steine pflegen aus Rosetten oder andern glatten Steinen verfertigt zu werden, und dienen zum Betrug, wenn sie mit Kristall unterlegt sind. Weil ein Brillant nicht nur doppelt so schwer ist als ein Rosenstein von gleichem Durchschnitt, sondern auch noch einmal so viel Mühe und Arbeit zu schneiden erfor-

bert, so ist derselben Preis auch ungleich höher, als der von Rosen.

Rosen, Rosendiamant, Rosenstein, Nautenstein, Rosette, Diamantrose, heißt ein Diamant *), der unten ganz flach und nur eine geschliffene, fasonirte Seite hat, dahingegen Brillanten oben und unten fassonirt sind. Die Fassetten liegen oben in einigen Reihen über einander, wovon die obersten in einer Spitze zusammenlaufen. Nach der Regel der Steinschneidekunst, werden zu einem Rosenstein 24 Fassetten erfordert. Er scheint seine Benennung davon erhalten zu haben,

*) Der Name Diamant scheint aus dem griechischen Worte Adamas hergeleitet zu seyn, welches so viel als unbezwinglich heißen soll, vielleicht weil die Alten glaubten, daß er weder durch Eisen, Hammer, noch durch eine andere Gewalt bezwungen werden könnte.

daß er einer nicht völlig aufgeblüheten Rose ähnlich sieht. Man hält dafür, daß die besten Rautensteine in Holland, so wie die besten Brillanten in England geschliffen werden. Die ganz kleinen, deren 100 bis 160 auf den Karath gehen, aber überaus mühsam zu schleifen, und daher, nach Verhältniß ihrer Größe, theurer als Brillanten sind, werden stückweise gehandelt, und deshalb Stückelrosen genannt. Wenn sie gut sind, pflegt das Stück 12 bis 16 Guld. zu gelten. Ueberhaupt schneidet man die Rosensteine theils rund, theils länglich, theils ey- oder birnförmig. Bei einem wohlgeschliffenen Rautenstein muß die Höhe desselben, von seiner Grundfläche bis zu der Spitze, die Hälfte des Durchmessers der Grundfläche betragen. Der Durchmesser der Spitze muß $\frac{2}{3}$ von dem Durchmesser der Grund-

fläche seyn; endlich die senkrechte Linie, von der Grundfläche bis zur Spitze, muß $\frac{2}{3}$ von der Höhe des Steins ausmachen. Hierauf werden die auf allen runden Nauten befindlichen Neigungen der Queer- und Sternfasetten gegen einander, durch die Rundisten, welche die Spitze ausmachen, in gleiche Theile getheilt. Die obern Winkel der Fasetten endigen sich an der äußersten Spitze, und die untern an der Grundfläche oder Einfassung. Obgleich die Rosendiamanten ein schönes Ansehen haben, so sind sie doch nicht mehr so beliebt, wie die Brillanten; daher werden viele derselben, wenn sie nur etwas die erforderliche Höhe haben, zu Brillanten verarbeitet; welche Umschaffung aber bisweilen schlecht ausfällt, weil man ihnen nicht gern so viel abnimmt, als nöthig wäre, wenn man vollkom-

mene Brillanten daraus machen will. Und soll das letztere geschehen, so ist großer Verlust dabei, indem die Steine ein Ansehnliches an Gewicht verlieren, und nur kleine Brillanten, in Betracht der vorigen Rosen, daraus geschnitten werden können. Weil aber dennoch so viel Rosen zu Brillanten umgearbeitet worden sind, so bekommt man jeziger Zeit wenig weisse und wohlgeschnittene Rosensteine zu sehen. Die mehresten, die noch vorkommen, sind entweder klein, fehlerhaft geschliffen oder von schlechter Farbe. Ueberhaupt wurde vormals, als man es in der Steinschleiferkunst noch nicht weit gebracht hatte, manch schöner roher Stein, aus welchem man jetzt einen Brillant schneiden würde, mit vieler Mühe und großen Kosten durchgeschnitten und zu Rosensteinen verarbeitet.

Tafelstein oder Tafeldiamant, heißt ein geschliffener Diamant, welcher oben und unten ganz glatt und flach ist, und oberwärts an jeder Seite nur eine Fassette hat. Halbgründige oder halbgrundirte Tafelsteine, als die zweite Art der Tafelsteine, haben unterwärts größere Tafeln als oberwärts. Weil diese Steine dünn und platt sind, und auch so wenig Fasseten haben, so ist ihr Glanz und Feuer sehr schwach, und ihr Werth niedrig. Man nahm ehemals Steine dazu, welche zu Dicksteinen zu dünn waren, und gab ihnen eine viereckige oder längliche Gestalt. Sie werden nun gar nicht mehr gemacht, außer wenn sie zu eingelegter Arbeit dienen sollen, und nicht gar dünne ist, wird sie lieber gestückt, und entweder zu kleinen Rosen oder zu Brillanten verarbeitet. Die Rosen und Ta-

felsteine werden auch Dünne steine genannt, weil sie in Betracht der andern platt und dünn sind.

Dickstein wird ein solcher Diamant genannt, der oben und unten eine Reihe Fassetten hat. Man kann sich denselben so vorstellen, als wenn zwei Tafelsteine mit ihren untern oder größern Flächen auf einander gesetzt wären. Er ist sehr leicht, auch dann, wenn er eingefast worden ist, von einem Tafelstein zu unterscheiden, weil seine untere Fläche in der obern zu sehen ist. Die Ursache seiner Benennung ist leicht zu errathen, denn gegen den Rosen- und Tafelstein ist er ungleich höher und dicker. Wenn ein roher Diamant seine natürliche, achtseitige, kristallinische Figur hat, so ist ein Dickstein sehr leicht daraus zu schneiden; denn wenn die acht Seiten

gehörig einander gleich geschliffen sind, dürfen nur die Spitzen abgenommen werden, daß oben und unten die Flächen entstehen, so ist der Dickstein fertig. Ein jeder Brillant muß, ehe ihn des Künstlers Hand vollkommen darstellt, zuvor als Dickstein geschliffen werden, und wenn ihm dann oben und unten die gehörigen Fassetten angefeht worden, entsteht der Brillant. Die Dicksteine geben nur geringen Glanz, und ihre Spielung ist schwach. Sie sind daher sehr aus der Mode gekommen. Wenn es der Mühe verlohnt, werden sie, sofern sie nicht zu platt, unrein, oder von schlechter Farbe sind, zu Brillanten verarbeitet.

Außer den bisher beschriebenen Diamantformen, sieht man noch mancherlei andere Arten derselben, welche die Steinschleifer

nach ihrer Phantasie bilden, die aber größtentheils aus obigen Arten zusammengesetzt, und daher als Bastarten anzusehen sind. Ob sie gleich zum Theil keine eigene Namen haben, so will ich doch einige derselben, welche in mancher Rücksicht Beifall verdienen, und den Steinen ein lebhaftes Feuer geben, nicht unbemerkt lassen. Eine ist die, welche man füglich Rautenbrillanten nennen könnte, weil sie oberwärts aus lauter flachen Rauten oder vierseitigen Fassetten bestehen, unterwärts aber die eigentlichen Fassetten der Brillanten, oder lauter Quersassetten haben. Eine zweite Art ist oberwärts wie ein vollkommener Rosenstein, unterwärts aber mit Sternfassetten, welche spitzig zusammenalufen, geschnitten. Eine dritte besteht ober- oder unterwärts aus lauter Sternfassetten, welche

an beiden Theilen sich in eine Spitze enden. Eine vierte Art hat oben eine horizontale Fläche, und einige Reihen ganz gleichlaufender, gerader Fassetten, wovon sich aber die untersten an einander schließen. Geschieht dieses der Länge nach, so daß sie zwar eine längliche Schneide, aber keine Spitze ausmachen, so nennen solches die Diamantenschneider einen Eselsrücken. Endlich eine fünfte, hat oberwärts eine große Fläche, unterwärts aber Sternfassetten, welche sich in eine Spitze schließen.

Die farbigen Diamanten erhalten, ehe sie gefaßt oder in den mit den Zeigern justirten silbernen oder goldenen Kasten angefaßt werden, um ihnen den rechten Spiegel und die Farbe zu geben, eine glänzende und gefärbte Folie; hingegen ein weißer Diamant

bedarf, vor seiner Fassung, dergleichen Folie nicht, sondern der Juwelier schwärzt bloß inwendig den Kasten. Der Diamant muß also, vermöge seines eignen Glanzes und Feuers, spielen. Die ganz weissen und vollkommen geschliffenen Brillanten werden auch jetzt so gefast, daß nichts unter dieselben gelegt wird, und der Kasten unten offen bleibt. Die Franzosen nennen dies *à jour*. Die Steine erhalten auf diese Art fast noch einen lebhaftern Glanz. Einige legen auf die Folie noch ein Stückchen Kristall, oder einen andern schlechten oder ungefärbten Stein; so stellt sich der Diamant schöner und größer dar, als er wirklich ist. Dieses heißt man *Dublette*. Der Stein gewinnt dadurch an Gewicht, und da es sich oft nicht leicht entdecken läßt, besonders bei den gefärbten, so ist es ein strafbarer Be-

trug, wenn dies nicht durch ein D in der Fassung angezeigt ist.

Es giebt auch falsche oder nachgemachte Diamanten. Sie sind entweder das Werk der Natur oder der Kunst. Zu den ersten gehören die böhmischen, die von Baffo auf der Insel Cypren, die von Alenson, aus dem Nedoclande, die Schaumburgischen, welche bei Honerode und in andern Gegenden der Grafschaft Schaumburg, in den dasigen Mergelgruben gefunden werden. Sie werden zu Kassel, Hanau und an andern Orten sauber geschliffen und zum Schmuck verarbeitet. — Die Kunst überhaupt, Edelsteine nachzumachen, ist in neuerer Zeit zu einer solchen Vollkommenheit gelangt, daß jetzt alle Arten derselben, den orientalischen Opal ausgenommen, durch sie dargestellt werden, und daß

dadurch der Werth der ächten Edelsteine einigermaßen vermindert worden ist. Man verfertigt unter dem Namen Pierre de Strass, in Frankreich einen Glasfluß, der aus weissen Quarzkieseln, Potrasche und Borax geschmolzen wird. Seit mehrern Jahren sieht man einen ähnlichen, eben so schönen Glasfluß im Handel, welcher sich aus Cayenne herschreibt, daher man die daraus geschliffenen Steine Pierres de Cayenne nennt. Diese und andere Compositionen gerathen oft so glücklich, daß nur ein sehr gut geübtes Auge die davon geschliffenen Steine, vornehmlich wenn sie gefast sind, von den ächten unterscheiden kann. Sie haben jedoch nicht das lebhafteste Feuer, die spielenden Farben, den brennenden und in die Ferne strahlenden Glanz, wie die ächten. Der Kenner wird besonders auf ih-

ren Seiten oder Fasseten, und auf den Bruch etwas mattes und glashaftes leicht entdecken. Die sicherste Probe ist übrigens die Härte. Diese kann man entweder durch Schneiden in Glas, oder vermittelst einer englischen Feile, oder noch zuverlässiger auf der Scheibe der Steinschleifer prüfen. — Man schleift auch Kristall oben wie den Rosenstein, und belegt die untere Fläche mit Folie *); indeß kann man diesen Betrug leicht wahrnehmen, indem man auf dem Grund die Folie sieht. Eine andere Art den Diamant nachzuahmen, geschieht durch die oben bemerkten Dubletten. Man legt zwischen die falschen Steine von Kristall eine farbige Folie, oder man legt unter einem ächten Stein einen gefärbten oder ungefärb-

*) Diese Folie oder Unterlage: Tinktur, Diamant: Tinte, besteht aus einem von Mastix und Elfenbein gebrannten Pulver.

ten Krystall, oder einen Glasfluß, der mit Mastix angekittet ist.

Außer der Falschheit der Edelsteine, kommen noch andere Fehler in Betracht, die ihren Werth sehr verringern. Ein vollkommener Stein muß nicht allein eine regelmäßige Bildung haben, sondern er muß auch ganz rein und klar seyn. Die Juweliere theilen sie daher in Steine vom ersten, zweiten und dritten Wasser. Die guten Edelsteine müssen nach der Kunstsprache keine Asche oder Wolken, keinen Sand, keinen Staub, kein Stroh, keine Federn haben. Wolken heißt man die unreinen Flecken, welche in Gestalt einer zarten Wolken oder eines Schimmels sich in den Edelsteinen finden, und entweder von grauer oder weißer Farbe sind. Sie kommen am meisten in Diamanten und

blaffen Rubinen vor, und an solchen Stellen bleiben sie immer matt. Sand heißt man die weissen, röthlichen oder bräunlichen Körner, welche im Diamant, Rubin u. a. zum Vorschein kommen; dem Ansehen nach gleichen sie eingesprenkten, zarten Sandkörnern. Die Flecke eines Steins, wo sie sich befinden, bleiben beim Poliren ebenfalls matt. Sind die Körner sehr klein, und häufig in dem Stein vertheilt, so heißt man sie Staub; die Franzosen nennen dieses Points, die größern Körner Gendarmes. Unter Stroh versteht man gelbliche Stellen. Federn sind nichts anders als Risse oder Spalten, welche bei allen Arten von Edelsteinen vorkommen können. Sie verursachen einen falschen und matten Schein.

Steine von großem Werth muß man nie

gefaßt, sondern immer ungefaßt faufen, und sie alsdann mit einem guten Vergrößerungsglase genau betrachten. Haucht man die Steine an, so verlieren sie ihren Glanz auf einige Zeit, und das ungeblendete Auge kann ihre Fehler deutlicher ausspüren. Haucht man einen gut geschliffenen oder ächten Stein, gefaßt oder ungefaßt, und einen andern unächten oder weichen, zu gleicher Zeit an, so wird der ächte Stein eher wieder glänzend und hell werden, als der unächte, der wegen seiner nicht so reinen und festen Oberfläche, die Feuchtigkeit länger an sich hält. Auch kann man die Aechtheit der Steine durch einen Tropfen Scheidewasser, den man darauf fallen läßt, prüfen. Verändert er die Farbe, oder wird er an der Stelle, wo der Tropfen hingefallen ist, dunkler, so ist er unächt.

Zum reinigen der Edelsteine bedient man sich eines Pulvers, das aus 1 Loth Schwefel und 2 Loth Trippel besteht. Beides wird in einem Mörser gestossen und auf einer Marmorplatte zu Staub gerieben. Man streut davon auf einem Leder, und reibt die Steine damit, und bürstet sie hernach vermittelst eines kleinen Bürstchens ab.

Daß die Alten die Kunst, Diamanten zu schleifen und zu poliren, schon verstanden haben, halten viele Gelehrte für unwahrscheinlich. Soviel weiß man mit Gewisheit, daß sie unter uns erst im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert bekannt worden ist. Im vierzehnten Jahrhundert soll es schon Diamantpolirer in Nürnberg gegeben haben. Allein die eigentliche Kunst, diesen Stein zu schleifen und zu brillantiren, erfand

ein junger Edelmann aus Brügge in Flan-
dern, mit Namen Berquen, welcher auch
im Jahre 1475 zuerst den berühmten Diamant
Karls des Kühnen von Burgund, geschliffen
hat. Jetzt werden die meisten Diamanten in
London, Amsterdam und Antwerpen geschliffen,
welche Städte auch den vornehmsten Handel
damit treiben. Späterhin fing man an, ver-
mittelt Diamantensliste, in den Diamant Fi-
guren zu schneiden.

Der größte Diamant soll sich in dem
Schatz des Königs von Portugal befinden.
Es ist ein roher brasilianischer, welcher 1680
Karat wiegt, und auf 224 Millionen Pfund
Sterling geschätzt wird. Indes bezweifeln Ei-
nige diese Angabe, und glauben, daß statt der
Karate, Crane zu verstehen sind. Der Dia-
mant, welcher sonst am Thron des großen

Moguls war, wog 879 Karat, und seinen Werth schlug man zu 6 Millionen Gulden an. Die Kaiserin von Rußland kaufte im Jahre 1772 einen Diamant von einem Armenianer, Namens Sa frey, für 12 Tonnen Goldes und einer jährlichen Pension von 4000 Rubel. Er hat die Größe und beinahe auch die Form eines Taubeneyes, und wiegt 215 Karat. Der französische, welchen der Herzog von Orleans für den König von dem Engländer Pitt erhandelte, ist 137 Karat schwer, und kostet anderthalb Millionen Livres. Im Schatze des Kaisers zu Wien befindet sich ein Diamant von 139 Karat, den ehemals ein Großherzog von Florenz angekauft hatte.

Man braucht den Diamant bekanntlich größtentheils zum Schmuck; doch dient er auch zum Schleifen und Poliren anderer

Edelsteine und zum Schneiden des Glases. Ehemals schnitt man das Glas mit stählernen Stiften und glühendem Eisen; seit dem sechszehnten Jahrhundert ist aber der Diamant zu diesem Zweck im Gebrauch. Ein guter Diamant hält dabei 10 bis 15 Jahre aus.

In den neuern Zeiten hat man einen undurchsichtigen, mehrentheils kristallisirten Stein von grauer oder schwarzer Farbe entdeckt, welcher in einigen Stücken mit dem Diamant übereinkommt. Dieserhalb, und weil sein Gewebe spathartig ist, nannte man ihn Diamantspath. Er findet sich in China, Bombay und Indien in verschiedenen Bergen sehr reichlich, und ist so hart, daß man mit seinem Pulver die härtern Edelsteine, nicht aber den Diamant schleifen kann, wozu er auch in seinem Vaterlande benutzt wird. Er nimmt

einen schönen Glanz an; doch hat er wegen seiner blaffen, grünlich-grauen und gräulich-weißen Farbe und Durchsichtigkeit, bei weitem das Feuer des Diamants nicht. Man könnte ihn gut zu Trauerjuwelen gebrauchen. Nach einer chemischen Untersuchung besteht er aus zwei Drittel Alaunerde und ein Drittel einer noch unbekanntten Erde, auch etwas eingesprengten Eisentheilchen.

Ein anderer Stein, den man sonst für eine Abänderung des Diamants hielt, ist der Zirkon. Sieht man eine Partie von diesen Steinen beisammen, so haben dieselben das Ansehen schwach bunter Kieselkörner, die von bräunlich-grüner, bräunlich-gelber und ziemlich grauer Farbe zu seyn scheinen. Er wird in Zellon gefunden. Seine Härte und Schwere ist sehr beträchtlich. Mit eben so viel

Unrecht geben ihn die meisten Naturforscher für eine Abart des Hyacinths aus. Er heißt im Französischen *Gargon*, womit man eine Mischung unbekannter oder verworrener Dinge anzeigt. Er enthält ebenfalls, nach Klaproth's Entdeckung, eine neue Grunderde.

Die mehresten farbigen Edelsteine gehören in das Tongeschlecht; denn die genaue Analyse von manchen hat gelehrt, daß sie aus bloßem Tone bestehen, der auf eine unbegreifliche Weise zu so ausnehmend harten, durchsichtigen, feurigen, edlen Steinarten verbunden ist. — Es ist überhaupt zu bemerken, daß die Farbe ein weit minder wesentliches, sondern mehr zufälliges, äußeres Kennzeichen der Edelsteine abgiebt, als ihr spezifisches Gewicht, Bruch, ihre Härte und Kristallisation.

Der Rubin hat seinen Namen von dem

lateinischen Worte Rubinus, wodurch seine schöne rothe Farbe bezeichnet wird, und ist nächst dem Diamanten der härteste und kostbarste Edelstein. Gemeinlich findet man ihn in achteckiger Gestalt krystallisirt, wie den Diamant. Er hat eine mehr hohe als dunkle karmosinrothe Farbe, mit verschiedenen Abänderungen, einen blättrigen, glänzenden Bruch, und eine sehr große Härte; doch greift ihn die englische Feile an, und er ist nicht so hart wie der Diamant, welchen er nicht schneldet, von welchem er aber geschnitten wird. Im Feuer ist er beständiger als der Diamant; es schmelzt ihn nur eine durch dephlogistisirte Luft erregte, und durchs Löthrohr geleitete Flamme. Mit Borax aber fließt er leicht. Er besteht aus Kieselerde, mit Thon, Kalk und etwas Eisen vermischt. Die ächten Rubine

kommen aus Indien, und insbesondere aus Pegu, Ava, Bismagar, Kalkut, der Insel Seilon, und aus Brasilien. Nach den Abänderungen in der Farbe, giebt man ihm verschiedene Namen. Der schönste hochrothe heißt Almandin oder Karfunkel, (von Carbo, weil er einer glühenden Kohle gleicht); der violettrothe, Spinell; der blaßrothe, Basal; und der rothgelbe, Rubicell; welcher am wenigsten geachtet wird. Am seltensten kommt er von lauchgrüner Farbe vor. Er wird brillantirt und als Edelstein zum Schmuck verarbeitet. Der Preis richtet sich, eben so wie bei andern Edelsteinen, nach der Schönheit und Größe. Ein schöner Rubin von 3½ Karat steht in einem höhern Werthe als ein Diamant von dem nehmlichen Gewichte. Im allgemeinen schätzt man einen Rubin von einem

Karat auf 8 Thaler, von 2 Karat 40, von
3 Karat 100, und von 10 Karat auf 1000
Thaler.

Der Sapphir soll seinen Namen von
Saphar, einem ehemaligen Ort in dem glück-
lichen Arabien, haben. Er hat gleiches Vater-
land mit dem vorigen, wird auch in Mace-
donien, am Archipel, in Böhmen bei der so-
genannten Granatenschenke, und in Frankreich
gefunden. Die Farbe ist himmelblau, bald
höher, bald blässer; der ganz blaßblaue und
fleckigte heißt Luchsapphir. Im Feuer
verliert dieser Stein seine Farbe, daher er
zuweilen gebrannt, geschliffen, und als Dia-
mant verkauft wird. Uebrigens kömmt er an
Härte dem Rubin sehr nahe. Man bezahlt 1
Karat mit 2 bis 3 Thaler; der Werth steigt aber

nach der Schwere und eben dem Verhältniß,
wie bei dem Diamant und Rubin.

Der Smaragd. Sein Name soll aus dem Orient herkommen, und nach dem hebräischen und griechischen so viel heißen als leuchten oder glänzen. Er hat seine eigene Farbe, von welcher andere Körper, die solche mit ihm gemein haben, smaragdgrün genannt werden. Seine Farbe findet sich in allen Abstufungen. Er läuft von der grasgrünen, in die dunkel und hoch grasgrüne, durch die apfelgrüne, bis ins grünlichweiße über. An Gestalt gleicht er einer sechsseitigen, abgestumpften Säule. Er kommt jetzt gewöhnlich aus Peru und Brasilien. Vor Alters holte man ihn aus Egypten. Man findet ihn auch im uralischen Gebirge, in Laurien, Frankreich und Böhmen. Vormals stand er in viel

höherm Werthe und Ansehn, als heut zu Tage. Der Preis ist sehr ungleich, weil man bei ihm ganz vorzüglich auf Reinlichkeit der Farbe sieht. Ein Karat gilt 1 bis 2 Thaler, 2 Karat gelten 6, 3 Karat 10, 6 Karat 30, 10 Karat 150 Thaler.

Der Chrysolith. Dieses Wort heißt im Griechischen Goldstein. Er findet sich in Peru und Brasilien, in Seilon und auch in Böhmen; und ist wie der vorige kristallisirt, in sechsseitigen Säulen, mit sechsseitigen Pyramiden. Die Farbe ist zeisiggrün oder goldgrün. Die schönsten werden aus Peru und Brasilien gebracht; geringere Sorten liefert Böhmen, Schlessien, Sachsen, Auvergne &c. Sie sind nicht sehr beliebt; doch bezahlt man zuweilen einen Karat mit 10 bis 15 Thalern.

Der Aquamarin oder Beryl, ist

von einer meergrünen Farbe, welche ins Wasserblau spielt. Eine Abänderung davon heißt Goldberyl, weil die grüne Farbe ins goldgelbe fällt. Die Kristallisation stellt sechsseitige, in die Länge abgestreifte, Säulen vor. Er wird in Rußland und auch im sächsischen Erzgebürge angetroffen, aber im Handel nicht sonderlich gesucht.

Der Topas. Sein Name soll von der im rothen Meere gelegenen Insel Topazos herkommen. Seine Hauptfarbe ist die weingelbe; von allen Stufen aus dem Weingelben geht er ins Gelblichweisse, aus diesem ins Grünlichweisse, bis ins Berggrüne über. Seine Kristallisation besteht aus zwei sechsseitigen Pyramiden. Es giebt aber auch Abweichungen von dieser Form, und oft findet man ihn in Flüssen als abgerundeten Kiesel. Er ist

spröde und nicht so hart und so schwer als der Sapphir. In Sachsen hat man sie in diesem Jahrhundert auf dem Schneckenberge bei Auerbach, im Bergamte Falkenstein, entdeckt, welche von dem Namen des Orts, Schnecken topase oder Schneckensteine heißen. Sie werden auch in Böhmen bei Sinnwald, in Kleinasien, in Pegu, Seilon, Sibirien, in Brasilien und andern Orten gefunden. Ein Stein, der 2 Scrupel wiegt, wird ungefähr für 50 Thaler verkauft. Die neuern Naturforscher rechnen zu den Topasen eine Abänderung von blasser, berggrüner Farbe, unter der Benennung Aquamarin, und trennen diesen also von dem Beryl. — Der Topas wurde vor Zeiten häufiger als jetzt zum Schmuck verarbeitet. Die Diamanten haben denselben verdrängt; doch wird der orientalische weisse und der sächsische weis-

gebrannte zur Täuschung, anstatt des Diamanten, als Schmuck getragen.

Der Hyacinth hat gewöhnlich eine ponceaurothe, zuweilen ins safrangelbe, nelkenbraune und weisgelbe fallende Farbe. Er ist weicher als der Topas, und verliert im Feuer seine Farbe, daher ihn die Juwelierer öfters entfärben, und ihn statt eines gelblichen Diamanten verkaufen. Man trifft ihn sowohl im Orient als Occident an, auch in Frankreich. Im Preise steht er meistentheils mit dem Crysolith gleich.

Der Amethyst. Die Alten eigneten demselben verschiedene Eigenschaften und Heilkräfte zu: er sollte der Trunkenheit widerstehen; sie nannten ihn daher Amethyst, welches im Griechischen so viel heißt, als: ich widerstehe der Trunkenheit, oder ich bin frei

von der Trunkenheit. Er wird zu den gefärbten Quarzkristallen gezählt, und findet sich am häufigsten in kristallinischer Gestalt, zuweilen auch kieselörmig. Die Farbe ist violettblau, oft ins Melkenbraune und Grüne übergehend. Im Feuer verliert sie sich. Es giebt Orientalische und Occidentalische; die letztern sind nur ein wenig härter als Kristall, werden auch von der Feile angegriffen; die erstern aber kommen an Härte dem Rubin nahe, und stehen in viel höherm Werthe. Man bezahlt einen Karat mit 4 Thaler. Von den Occidentalischen, welche in Ungarn, Siebenbürgen, Böhmen, Sachsen, Schlesien, Frankreich, Italien und andern Orten, in ziemlich großen Stücken, brechen, verfertigt man allerlei Gefäße, Dosen, Stockknöpfe u. s. w. Eine Abänderung mit hochrothen Punkten und Streifen, heißt *Haar*.

Amethyst. Diese Streifen, welche feinen Haaren ähnlich sehen, sollen von eingesprengtem Braunstein herrühren, so wie die Farbe des Amethysts überhaupt von Eisentheilen. Er wird häufig in Achatkugeln angetroffen, z. B. im Zweibrückischen, in der Grafschaft Glas u. s. w.

Der Chalcedon. So heißt er von seinem ersten Findort, der ehemaligen Stadt Chalcedon in Klein-Asien. Er ist milchblau, wolkig, weiß oder grau, mit Schattirungen von andern Farben, und mehrentheils halb durchsichtig. Die seltensten Chalcedone sind die bräunlich-schwarzer und schwärzlich-braunen, welche mit milch- oder bläulich-weißen Ringen, Birkeln und Streifen abwechseln. Man findet ihn vorzüglich schön in Island und den Färroer-Inseln, auch in der Pfalz, im Zwei-

brückischen, in Sachsen und Schlesien. Weiß und undurchsichtig heißt er Cachalong; dendritisch, d. i. mit baumförmigen Zeichnungen u. d. gl., wird er Moccastein, Dendrachat, Baumstein genannt. Zuweilen enthalten die Chalcedone inwendig klares Wasser eingeschlossen, und sind durchsichtig; alsdann heißen sie Hydrophane. Eine Abänderung des Chalcedons soll der Onyx seyn, welcher gewöhnlich die Farbe der Nägel an den Fingern hat, daher auch der Name. Oft ist er dunkelbraun und schwarzblau, mit milchweißen Streifen, und dann heißt er insbesondere Camahuya, wovon man das Wort Camee oder Kamee ableitet. Der Chalcedon nimmt eine sehr gute Politur an. Im Orient wird der rothe vorzüglich geschätzt, und die Alten schnitten Bildnisse, Figuren u. dgl. in

denselben. Es giebt Stücke von der Größe, daß man Dosen und noch größere Gefäße daraus machen kann; dergleichen auch aus dem Alterthume auf uns gekommen sind, z. B. das Mantuanische Gefäß, welches zu Braunschweig aufbewahrt wird, das Basrelief mit dem Jupiter Stator und der Pallas in Gotha. Die feine, ölige Politur, welche die Alten diesen Steinen so meisterhaft zu geben verstanden, unterscheidet sie von den modernen.

Der Carniol, ist von verschiedenen Schattirungen von Roth, und so ist er auch von verschiedenen Graden der Durchsichtigkeit und Härte. Der schönste kommt aus Arabien; sonst wird er auch in den Zweibrückischen Achatbrüchen von ziemlicher Güte gefunden. Die Alten nannten ihn Sarda, Sarder, und die Künstler verarbeiteten ihn gern zu

Petschiersteinen. Ein antiker Carniol von feltener Schönheit hat die Farbe eines dunkelrothen Weins, der, gegen das Licht gehalten, klar und feurig wie ein Rubin, bei zurückgeworfenem Lichte aber tief schwarzroth aussieht. Der Sardonix besteht aus Chalcidon und Carniol, die entweder in Streifen, oder Lagen, oder Flecken verbunden sind. Er wurde von den Alten sehr geschätzt, und häufig zu Nameen benutzt. Auch vermuthet man, daß die ächten Vasa murrhina aus dieser Steinart verfertigt worden sind. Aber nach der Behauptung des Herrn Berghauptmann Veltheim, sind die Vasa murrhina aus chinesischem Speckstein gemacht worden.

Der Opal. Nach der Meinung der Alten soll er die Augen stärken, und hat daher die griechische Benennung Opal, d. i. Ge-

sicht, Auge. Er ist mehrentheils milchweis, spielt aber auf der Oberfläche ins Grüne, Weingelbe, Rothe und Blaue. Wegen seiner geringen Härte läßt er sich feilen, giebt auch selten am Stahl Feuer. Er ist halb durchsichtig, und der einzige unter den edlern Steinen, welchen die Kunst nicht nachmachen kann. Das Vaterland hat er mit dem Chalcedon gemein. In der Herrschaft Becklin in Oberungarn, wird der Opal öfters bei dem Umackern der Felder an die Oberfläche gebracht, und von den Bauern heimlich verkauft. So wie er feucht aus der Erde kommt, hat er fast gar keine Farbe, sondern sieht milchweis aus: legt man ihn aber in die Sonne, so erscheint nach und nach der Schiller von Blau, Roth u. s. w. Die Ofenwärme bringt nur matte und schlechte Farben

hervor. — Der größte und schönste Opal,
 den man kennt, soll in der Kaiserlichen Mi-
 neraliensammlung zu Wien befindlich seyn.
 Er hat die Größe einer Faust. Man findet
 sehr viel Abänderungen von ihm, vornehmlich
 in Ansehung des Farbenspiels. Da er gemei-
 niglich vier verschiedene Farben an sich bemer-
 ken läßt, so hat man ihm auch den Namen
 Elementarstein gegeben. Eine Art, wel-
 che härter als der gemeine Opal ist, auch am
 Stahl Feuer giebt, nennt man das Ra-
 zenaug, weil dieser Stein, wenn er gehörig
 geschliffen ist, einen Bogenschein von sich
 wirft, der mit dem Schein der Augen einer
 Rahe im Dunkeln viel Aehnlichkeit hat. Er
 hat eine grünlich, gelblich, graue, auch gelb-
 lich, braune Farbe, und wirft geschliffen einen
 hellen Schein von sich. Plinius nennt ihn

den Sternstein. Die vollkommen reinen
 Katzenaugen sind überaus selten und kostbar.
 Ein dergleichen Stein, welcher etwa 1 Zoll
 lang und $\frac{3}{4}$ Zoll breit war, wurde für 1000
 Dukaten feil geboten. Man erhält sie vor-
 nehmlich aus Zeilon und aus Sibirien. Er
 wird zu Ringsteinen geschliffen, auch wohl
 mit Brillanten karmusirt. Eine andere Art
 des Opals ist das Weltauge. Dieser Stein
 unterscheidet sich hauptsächlich dadurch, daß er
 außer dem Wasser undurchsichtig ist, im Was-
 ser aber durchsichtig wird und seine Farbe ver-
 ändert. Läßt man ihn wieder trocknen, so
 nimmt er auch seine vorige Undurchsichtigkeit
 und Farbe an. Um die Erscheinung zu erklä-
 ren, nimmt man an, daß das Weltauge
 ein noch nicht genugsam erhärteter, und gleich-
 sam schwammiger Opal sey, welcher das Was-

fer in sich zieht. Ehemals waren diese Steine außerordentlich theuer. Einer, von der Größe einer Erbse, kostete 100 Pfund Sterling; jetzt kann man sie wohlfeiler haben, da sie nicht mehr so selten sind. Eins der herrlichsten Stücke dieser Arbeit, besitzt der Herr Hofrath Weir eis in Helmstädt. Trocken sieht er wie ein Speckstein aus, und man sieht nicht die geringste Farbe darin; wenn er aber nur eine halbe Minute im Wasser liegt, so zeigen sich die schönsten Farben eines orientalischen Opals, und nach und nach wird er ganz durchsichtig. Sie werden auch in Ungarn gefunden.

Noch eine Abänderung des Opals mit goldgelben Flecken, nennt man *Avanturino*. Diese wird auch von Glas nachgemacht, indem man Kupferstaub in die noch weiche Glasmasse streuet.

Der Achat, hat alle mögliche Grundfarben, schwarz, braun, gelb, grün u. s. w., und diese sind wiederum mit Flecken, Streifen und Figuren von allerlei andern Farben vermischt. Der Achat ist aber auch wirklich eine gemischte Steinart, und besteht aus Chalcedon, Carniol, Quarz, Amethyst, Feuerstein und Jaspis, von welchen zwei oder mehrere Arten beisammen sind. Er bekommt daher nach dieser Zusammensetzung verschiedene Namen, z. B. Chalcedonachat, wenn er vorzüglich aus Chalcedon besteht; so auch Gardachat, wenn er Carniol enthält; Jaspachat &c. In Ansehung der Flecken und Figuren, hat man die etwas sonderbaren Benennungen der Liebhaber und Steinhändler, Bandachat, mit bandartigen Streifen; Festungsachat, mit beinahe regelmäßigen Fer-

stungslinien; Regenbogenachat, der in
 Täfelchen geschnitten und gegen das Licht ge-
 halten, mit Regenbogenfarben lebhaft spielt;
 Beerenachat, welcher Gestalten von kleinen
 Beeren und Trauben zeigt; Landschafts-
 achat, Wolkenachat, Moosachat u. s. w.
 Achate werden fast in allen Gegenden
 der Erde gefunden. Die Orientalischen haben
 aber vor den übrigen in der Feinheit des
 Korns und an der Politurfähigkeit einen
 merklichen Vorzug. In Deutschland giebt es
 auch sehr schöne Sorten, welche häufig in der
 Pfalz, im Zweibrückischen, in Sachsen, Schles-
 sien, Böhmen u. s. w. gebrochen werden. Sie
 finden sich nieren- oder nesterweise beisammen
 in einzelnen Stücken, die oft kugelförmig sind.
 Die äußere Rinde dieser Kugeln besteht ge-
 meiniglich aus einer farbigen, verhärteten

Ebonart; der Kern aber ist entweder ganz
 Achat, oder hat in der Mitte noch einen be-
 sondern quarzartigen Kern. Oftmals findet
 sich eine oder mehrere Höhlungen in den
 Achatkugeln, welche mit feinem Steinarten,
 als Topasen, Amethysten u. s. w. besetzt sind.
 Selten erzeugen sich die Achate in Gängen,
 niemals aber in ganzen Felsen. Als Geschie-
 be, d. i. von ihrem Geburtsorte losgerissen,
 und in das flache Feld oder in Bäche fortge-
 führt, werden sie hin und wieder angetroffen.
 Der Achat wird vielfältig von Steinschneidern
 und Steinschleifern verarbeitet, und es giebt
 an verschiedenen Orten Deutschlands Stein-
 schleifereien, z. B. in Nürnberg und Ober-
 stein im Zweibrückischen, wo man ihn unter
 andern auch zu Flintensteinen zurechtet. Au-
 ßerdem verfertigt man daraus Spielmarken,

Schachsteine, Petschiere, allerlei eingelegte Arbeit, und von den großen Stücken, Dosen, Schalen, Mörser, Reibsteine, Balsambüchsen u. dgl. mehr. Da diese Sachen um desto höher geschätzt werden, je mannigfaltiger die Mischungen der Farben und je schöner und seltsamer die darin befindlichen Figuren sind, so hat man die Kunst erfunden, beliebige Farben und Zeichnungen in den Achat und andre Steine, z. B. Jaspis, Chalcedon u. s. w. einzubeizen. Man bedient sich vornehmlich der Silberauflösung in Scheidewasser zu diesem Zweck. Indes läßt sich eine solche Kunststerei erkennen, wenn man den Stein heiß macht, oder mit Salpetergeist bestreicht; er verliert dann in einer Nacht die erkünstelte Farbe. Mit Glasflüssen macht man den Achat sauber nach.

Der Granat. Er scheint diesen Namen aus dem lateinischen Granum, Korn, zu haben, weil er gewöhnlich in kleinen Körnern vorkommt. Seine Hauptfarbe ist die rothe, welche sich durch verschiedene Abstufungen in die gelbe, grüne, braune, bis in die seltene pechschwarze verläuft. Unter allen Schattirungen werden die blutrothen am meisten geschätzt; nach diesen kommen die kirsch- und karmoisinrothen, und die geringern sind die fochennill und bräunlich-rothen. Sie werden theils in Körnern, theils kristallisirt und von der Größe eines Nadelknopfes, bis zu etlichen Zollen gefunden. Man trifft sie im Serpentinsteine, Onyx, Glimmer- und Thonschiefer eingestreuet an, oder auch Lagerweise und in horizontalen Sandschichten, und einzeln in Flüssen wie Kiesel. Ihre Härte ist

nicht viel größer als die des Kristalls. Diejenigen, welche undurchsichtig sind, enthalten gemeinlich mehr Eisentheile als die durchsichtigen. Von den andern Arten der edlern Steine schätzt man die orientalischen am meisten, von den Granaten aber die occidentalschen, vorzüglich die böhmischen; den größten Werth haben die durchsichtigen, besonders wenn sie in der Farbe der Granatblüthe gleichen. Einer, von der Größe eines halben Solles, wird mit etlichen 100 Thalern bezahlt. Die Granaten werden in Asien, Armenien, Syrien, Sibirien, Seilon, Brasilien, Grönland und in den meisten europäischen Ländern häufig angetroffen; Böhmen aber hat sie von ausnehmender Schönheit, und in solcher Menge, daß ganz Europa damit versehen werden könnte. Nach diesen kommen die orientalschen,

schen, welche sich aber nur in das Farmoisin-
 rothe ziehen, und nie so schön bluthroth sind,
 wie die Böhmischen. Die größern durchsich-
 tigen werden wie andere Edelsteine geschnit-
 ten und gefast, und in eigenen Fabriken be-
 arbeitet, wie z. B. zu Freiburg im Breisgau;
 die kleinern schleift man auf Mühlen und
 durchbohrt sie, da sie denn, anstatt der Korallen
 und Perlen, vor den Frauentimmern um den
 Hals getragen werden. Solcher Mühlen sind
 unter andern in Waldkirch 28. Man bringt
 die rohen Granaten hieher aus Böhmen, vor-
 nehmlich von den Hatsfeldischen Gütern.
 Gehen 300 auf Ein Loth, so bezahlt man
 dasselbe mit 2 Gulden; 200 auf ein Loth, ge-
 teten schon 8 Gulden. Ehe sie auf die Schleif-
 mühle kommen, werden sie von Erwachsenen
 auf beiden Seiten angebohrt, und alsdann

von Kindern vollends durchbohrt. Beides geschieht mit Diamanten, die höchstens ein Jahr dauern. Eine Person kann des Tages 1200 anbohren, aber kaum die Hälfte durchbohren. Das Schleifen ist sehr mühsam. Einer schleift etwa 1000 Stück täglich, mit 6 bis 32 Fassetten, bekommt dafür 18 Kreuzer Lohn, und wird dann gemeiniglich im vierzigsten Jahre blind. Nach dem Schleifen werden sie von Weibern mit Trippel polirt, und von den Meißern tausendweise an türkisch Garn gereiht. Der Preis von 1000 steigt von 5 Gulden bis zu 8 Louisd'or. Tyroler tragen sie sodann durch ganz Europa zum Verkauf. Auch ist in Prag eine Niederlage von geschliffenen Granaten.

In Glashütten macht man unächte Granaten, indem man zu 8 Loth Krystallglas, 24

Loth feinen Mennig, ein halbes Quentchen
Braunstein und 4 Gran Zaffer nimmt.

Der Prasfer, ist von lauchgrüner Farbe,
daher er seinen Namen von dem griechischen
Worte Prasos, Porrelauch, hat. Er ist von
splittrigem Bruch, und wird in Sachsen bei
Breitenbrunn, und in Böhmen, nicht weit
von Nimpisch, auch in Schweden u. a. D.
gefunden. Da er im Wasser eine dunklere
Farbe annimmt, und diese besonders beliebt
ist, so verwahrt man ihn vor dem Verkauf
an einem feuchten Ort. Er nimmt eine gute
Politur an, verliert aber bald wieder seinen
Glanz und wird schmutzig.

Für eine Abänderung dieses Steins wird
mit Unrecht der Chrysopras oder Goldprasfer,
(von Chrysos, Gold, so genannt), gehalten.
Sein Findort war bisher nur allein vor Ro-

femitz in Schlesien. Es werden vorzüglich Ringsteine daraus geschnitten; bisweilen auch Dosen und Stockknöpfe, welche letztere aber nie ganz rein sind, da es schon eine Seltenheit ist, wenn man einen schönen, hoch apfelgrünen Ringstein aus Stücken von mehreren Pfunden gewinnt, dergleichen oft um 20, 30 und mehrere Dukaten verkauft werden.

Der Lasurstein gehört zu dem Geschlecht der Zeolithen, welche mehr als die Hälfte Kieselerde, eine beträchtliche Menge Thon, etwas Kalk und verschiedene andere metallische Theile, vornehmlich Eisen, enthalten. Ihr Gewebe ist theils faserig, theils körnig, theils blättrig; die Farbe gewöhnlich weiß, seltner gelblich, roth, grün oder blau; der Glanz nähert sich dem metallischen. Härte und Durchsichtigkeit haben die verschiedenen

Abänderungen in verschiedenen Graden. Man findet sie sehr schön in Island und den Feroer-Inseln, auch in Schweden. Zu Reichenbach im Badenschen brechen sie in gediegenem Kupfer, und sind daher grün oder blaugrün.

Der Lasurstein hat eine schöne, himmelblaue Farbe, welche von einem Eisengehalt herrührt; auch zeigen sich bei chemischen Untersuchungen Spuren von Silber darin. Bisweilen sind goldgelbe Flecken eingesprengt, welche dem Stein zwar ein schönes Ansehen geben, aber doch für Fehler gehalten werden. Er wird aus dem Orient, aus Persien, China und der Bucharei zu uns gebracht, soll aber eigentlich nur in dem letztern Lande einheimisch seyn. Vor einiger Zeit hat man ihn auch in Graultgängen in Sibirien entdeckt. Von dem ächten Lasursteine muß man den un-

ächten unterscheiden, welcher aus Kalkerde, mit Kupfertheilen durchdrungen, besteht, im Feuer seine Farbe verliert, keine Politur annimmt, und am Stahl keine Funken giebt. Man nennt ihn von seinem Vaterlande den Armenischen Stein, er wird aber auch an mehreren andern Orten gefunden, und ist überhaupt viel gemeiner als der ächte. Er liefert das sogenannte Vergölan, eine nicht dauerhafte Farbe. Den ächten Lasurstein, dessen Farbe feuerbeständig ist, haben wahrscheinlich schon die Alten gekannt. Sie nennen ihn zwar Sapphir, aber ihre Beschreibung paßt nicht zu dem wahren Sapphir, sondern zu dem Lasurstein. Denn der Stein, welchen sie beschreiben, hat eine himmelblaue Farbe, die etwas ins Violette spielt, zuweilen auch sehr dunkel und schwärzlich blau ist; das Blau des Sapphirs

hingegen ist oft sehr blaß, und fällt selten und ganz wenig ins Violette. Jener hat oft goldgelbe Flecken, dieser niemals; jener ist undurchsichtig, dieser durchsichtig; jenen findet man in sehr großen Stücken — doch nicht sehr häufig; — diesen nur in kleinen Kristallen.

Was den Gebrauch des Lasursteins betrifft, so dient derselbe insbesondere zur Bereitung des Ultramarins, der schönsten und theuersten blauen Malerfarbe. Der Stein wird nämlich in kleine Stücke geschlagen, welche man in einem eisernen Tiegel glühend macht, und sie dann in Weinessig ablöscht. Wenn sie hiedurch mürbe geworden sind, so reibt man sie zu einem zarten Pulver. Hierauf nimmt man reines Wachs und Kolophonium, von jedem die Hälfte, beides zusammen, aber dem Gewichte nach so viel als das

Pulver, schmelzt dies in einem irdenen, gläsernten Gefäß, und wirft nach und nach, unter beständigem Umrühren, das Pulver hinein. Diese Masse gießt man sodann in kaltes Wasser, und läßt sie etliche Tage stehen. Nachher füllt man zwei Gefäße mit warmen Wasser, und knetet jene Masse so lange in einem derselben, bis das Schönste herausgezogen ist; alsdann thut man sie in das andere Gefäß, und verfährt eben so. Das Pulver, welches sich in dem ersten zu Boden setzt, ist die feinste Sorte Ultramarin, das in dem andern eine schlechtere Sorte. Es hat die Farbe der Kornblumen oder Beilchen, und die Eigenschaft, daß es weder an der Luft noch in einem mäßigen Feuer verschießt. Als man die wohlfeilere Schmalte noch nicht kannte, wurde das Ultramarin weit mehr gebraucht und ge-

schätzt als jeho; doch bezahlt man die Unze des ächten mit einem Dukaten. Es wird oft mit Bergblau und Schmalte verfälscht, oder auch wohl die feinste Schmalte unter dem Namen des Ultramarins verkauft, da sie ebenfalls dauerhaft und feuerbeständig ist; nur in der freien Luft sieht die Schmalte nicht ganz so gut als das Ultramarin. Die Benennung Ultramarin, soll in Italien zuerst aufgefunden seyn, da man dort die Farbe jenseit des Meeres (ultra mare) holte.

Die größern Stücke des Lasursteins — sie brechen etliche Pfund schwer — werden zu allerlei Kunstsachen, z. B. Dosen, Uhrgehäusen, Messerschalen u. s. w., verarbeitet. Vorzüglich aber benutzt man sie zu eingelegerter Arbeit.

In Zarskoe Selo, einem Lustschlosse

bei Petersburg, sind in die mit Bernstein
 gefäselten Wände sehr schöne Stücke von die-
 sem Stein eingefügt worden.

Ein wegen seiner Electricität merkwürdi-
 ger Stein ist der Turmalin, von schwarzer,
 brauner und grüner Farbe, nach einem zeilon-
 schen Worte von den Holländern so benannt.
 Er wird in Brasilien, Zeilon, Madagaskar,
 Tyrol, Sachsen und andern Orten gefunden,
 zuweilen zu Ringsteinen geschliffen und so ge-
 faßt, daß man ihn nach Gefallen heraus neh-
 men kann, um seine electrische Eigenschaft zu
 prüfen, die er nicht allein nach dem Reiben
 auf einem wollenen Tuche äußert, sondern auch,
 wenn er durch die Sonne, heiße Asche, oder
 durch ein brennendes Licht, siedendes Wasser
 u. s. w. erwärmt wird. Er zieht an einem
 Ende leichte Körper an sich, und an dem andern

dern stößt er sie wieder ab, und scheint
 gleichsam damit zu spielen. Sobald er aber
 an dem Ende abgekühlt ist, an welchem
 er die Körper vorhin anzog, so ändert sich
 seine Kraft umgekehrt, dergestalt, daß er an
 jenem Ende abstößt, an welchem er vorhin
 angezogen, und an jenem anzieht, an welchem
 er vorhin abgestoßen hat. Wird er zu sehr
 erhitzt, so verliert er jene Eigenschaft. An-
 fangs standen diese Steine, wegen ihrer Sel-
 tenheit, im hohen Preise. Gegenwärtig kauft
 man solchen, nach der verschiedenen Güte und
 Größe, für 25 Louisd'or.

Vor Zeiten eignete man den Edelsteinen
 verschiedene Heilkräfte zu, und bewahrte sie
 daher in den Apotheken auf. Der Rubin war
 ein Mittel wider das Gift, stärkte das Herz
 und vertrieb die Schwermuth. Dem Sapp:

phir schrieb man die nämlichen Eigenschaften zu, auch war er ein kräftiges Mittel wider die Augenkrankheiten. Der Topas sollte die Blutflüsse stillen, den Wahnwitz, die fallende Sucht und dgl. m. heilen. Man nannte sie Gesundheitssteine, ließ sie in Ringe fassen, deren zwölf verschiedene an der Zahl seyn mußten. Jeden Monat wurde ein anderer an dem Finger getragen, und so damit das ganze Jahr hindurch abgewechselt.

Unter die vorzüglichsten Kostbarkeiten des Orients, ward von jeher

Die Perle

gerechnet. Ihr bescheidener Glanz, ihre anspruchlose Schönheit und ihre regelmäßige Form, scheinen den Orientaler mehr als das blendende Feuer des Diamants zu fesseln,

und haben sie, vielleicht durch eine geheime Sympathie, fast durchgehends zum Lieblings- schmuck in despotischen Reichen gemacht. Im Occident erstieg die Liebhaberei davon ihren höchsten Gipfel um die Zeiten des Untergangs der römischen Freiheit, wo sie in Rom und Alexandrien den Edelsteinen gleich geschätzt wurden. In Asien war dieser Geschmack um vieles älter, und stieg schon über die Zeiten der persischen Herrschaft hinauf. Denn der gegenwärtig noch immer fortwährenden Perlenfischereien auf den Inseln des persischen Meeresbusens, erwähnt schon der Begleiter und Admiral vom Alexander, Nearch, und eben dieser setzt hinzu, die Perlen würden hier so wie in dem indischen Meere gefischt; worunter ohne Zweifel die Straße zwischen Seilon und dem südlichen Vorgebirge von Indien, Kap

Komorin, zu verstehen ist, von woher Europa noch jetzt diese kostbaren Muschelgewächse in ihrer höchsten Schönheit erhält.

In verschiedenen Muscheln erzeugen sich gewisse Auswüchse, die man Perlen nennt, und von welchen einige so schön sind, daß sie den kostbarsten Edelsteinen gleich geachtet werden. Die Güte derselben hängt von der Natur des Thieres, von seinen Säften, von der Nahrung und von dem Wasser oder Klima ab, worin es lebt. Bis jetzt kennt man zwei Gattungen von Muscheln: die Perlemutterauser oder die Riesmuschel und die Lafmuschel, in welchen sie am häufigsten und schönsten gefunden werden. Sie sitzen meist im Thiere selbst, zuweilen doch auch inwendig an der Schale fest. Noch ist ihre wahre Entstehungsart nicht aufgeklärt.

Weil die Perlen grade an den Stellen sitzen, wo man von außen runde Löcher eingebohrt sieht, so ist man auf die Vermuthung gerathen, es könnte die der Muschel von irgend einem ihrer Feinde, z. B. den Pholaden, zugesetzte Verletzung, Ursach an der Erzeugung der Perlen seyn.

Die Perlen werden nur in den ost- und westindischen Meeren, und an einigen Orten in Europa gefischt. Die ostindischen oder orientalischen und asiatischen Perlenfischereien sind an fünf Orten: nämlich um die Insel Bahrem, in dem persischen Meerbusen; bei der Stadt Ratif, auf der Küste des glücklichen Arabiens, der Insel Bahrem gegenüber; bei Manar, in der Meerenge zwischen Seilon und dem Königreiche Madura, oder auf der sogenannten Perlenküste; bei den Suluh-

inseln und an den Küsten von Japan; welche aber, weil sich die Japaner nicht viel aus Juwelen machen, wenig oder gar nicht genutzt wird. Zu den orientalischen Perlenfischereien kann auch diejenige gerechnet werden, die in dem chinesischen Hochasten, nahe bei der Stadt Nipehoa, in dem See gleiches Namens geschieht, auf deren Wichtigkeit man daraus schließen kann, daß in dem vorigen Jahrhundert über dieselbe zwischen den Russen und Chinesern ein Krieg entstand, der endlich gegen das Ende des gedachten Jahrhunderts, durch eine Theilung dieses Sees unter die beiden Prinzen der Nationen, beigelegt worden ist, da vorher jede von denselben Nationen ihren ganz zu besitzen verlangte.

Die amerikanisch- oder mexicanischen Perlenfischereien, sind fast alle in dem großen
mexi-

mexicanischen Meerbusen, längst der Küste des festen Landes. Ihrer sind fünf, welche von Morgen gegen Abend gerechnet, in dieser Ordnung auf einander folgen. Die bei Kubagna, eine fünf Meilen von Neuandalusien gelegene Insel; die bei der Insel Margarita oder Perleninsel, wo ehemals die meisten und schönsten Perlen gefischt wurden, hingegen jetzt die Perlenfischerei fast ganz erschöpft ist; die von Comogate, ganz nahe bei Terra Firma; die in dem Flusse Hacha oder von la Nenscherie, welche aber ebenfalls ein Ende hat; und die bei St. Martha, 60 Meilen von dem Flusse Hacha. In Europa sind die Perlenfischereien an einigen Orten der schottischen Küste, z. B. im Konnelgewässer der Landschaft Cromarty, und in dem Ilflusse in Baiern berühmt, welche letztere passauer Per-

len genannt werden. Alle andere europäische Perlenfischereien, die in Liefland und Ingermannland, wo man Perlen in frischen Bächen, die lebendiges Quellwasser und einen kieseligten Boden haben, gefunden werden, in Schweden, Norwegen, Dännemark, Holland, bei Koldingen, Grönland, Polen, Böhmen, in dem Flusse Ottawa oder Wottawa, Schlesien und Voigtlande, dem Erzgebirge, zu Groshartmannsdorf in einem Teiche, und zu Freiberg im Schloßteiche, der Lausitz im Queisflusse, bei Augsburg, Frankfurt am Main, in Lothringen, Friesland, und in allen Ländern von Europa zu haben sich rühmt, liefern kaum dann und wann einzelne Perlen, jedoch eine mehr als die andere.

Da die Perlenaustern in der Tiefe des Meeres liegen, so können sie nur mit großer

Beschwerde und zum Theil mit Lebensgefahr
 heraufgebracht werden. Diejenigen, welche sich
 mit diesem Geschäft abgeben, heißen *T a u c h e r*,
 und werden entweder blos in einem Korbe,
 oder in einer sogenannten Taucherglocke, an
 Seilen hinabgelassen. Sie müssen schon in
 der zartesten Kindheit sich an das Untertau-
 chen gewöhnen, ehe das eysförmige Loch in
 der Scheidewand des Herzens völlig verwächst.
 Einige Zeit vorher, wenn die Fischerei bald
 angehen soll, halten sie eine besondere Diät,
 und bestreichen den Leib fleißig mit Del; an
 dem bestimmten Tage fahren sie dann in Räh-
 nen nach dem Ort hin, wo man eine Perlen-
 bank entdeckt hat, entkleiden sich völlig, ver-
 stopfen die Ohren mit Baumwolle in Del ge-
 tränkt, klemmen die Nase in ein gespaltenes
 Horn zu, und binden ein gewisses, schwamm-

ähnliches Gewächs vor den Mund, welches in ziemlich langer Zeit kein Wasser durchdringen läßt. Sodann fahren sie hinab, einen Sack um den Leib und ein Messer in der Hand, und brechen in aller Eil die an den Felsen sitzenden Muscheln ab. Wenn nach einigen Minuten der Mangel an freier Luft einem beschwerlich fällt, so giebt er seinen Gefährten im Rahne mit dem Seil ein Zeichen; aber wenn diese ihn nicht schnell genug hinaufziehen, so ist er verloren. Dies dauert bis an dem Abend, so daß zuletzt das Blut aus den Ohren und der Nase hervordringt. Viele werden auch ein Raub der See; Ungeheuer. Ueberhaupt können sie die Arbeit nur einige Jahre aushalten.

Hierauf bringt man die Muscheln ans Land, und läßt sie so lange im Freien liegen,

bis die Thiere verwesen und die Schaalen sich öffnen. Erfahrene Taucher sehen es den Muscheln schon von außen an, ob sie Perlen haben oder nicht, und im letztern Fall werfen sie dieselben, noch ehe sie sterben, gleich wieder ins Wasser. Wenn die übrigen an der Sonne zur weitem Behandlung gleichsam reif geworden sind, so nimmt man die Perlen heraus, reinigt sie mit feinem Sand und Salz, und sortirt sie nach ihrer verschiedenen Güte.

Bei den Eigenschaften der Perlen hat man insonderheit auf ihre Größe, Bildung, Gestalt und Farbe oder Glanz zu sehen. Ihre Größe ist sehr verschieden. Man hat deren, die so groß wie Kirschen sind, daher solche auch bisweilen Kirschen-Perlen genannt werden. Viele nennen diejenigen Perlen, die von einer außerordentlichen Größe sind, Pa-

rangonperlen. Unter diese kann man die-
 jenigen rechnen, deren Gestalt Tavernier
 in Kupfer gestochen hinterlassen hat, von de-
 nen die größte in den Händen der Könige von
 Persien ist, und die der im Jahre 1633 regie-
 rende König von einem Araber für 32,000 Do-
 mans (520,000 Thaler) gekauft hat. In An-
 sehung der Bildung oder Gestalt, sind die
 Perlen eben so verschieden als in Ansehung
 ihrer Größe, denn einige sind ganz rund, und
 diese werden, wenn sie nicht gar zu klein sind,
 Sahlperlen genannt. Andere sind länglicht,
 aber fast rund, und diese heißen Tropfen und
 werden am meisten geschätzt. Noch andere sind
 birnenförmig und heißen Birnperlen; an-
 dere sind olivenförmig, walzenförmig, platt;
 diese nennt man Karten; oder Pauken-
 perlen. Haben sie Beulen, so werden sie

Beulenperlen, sind sie knotigt, so werden
 sie Kropfperlen genannt; wieder andere
 haben gar keine ordentliche Gestalt, sondern
 sind schief, und diese werden, sofern sie nicht
 gar zu klein sind, Schiefperlen oder Ba-
 rokperlen genannt. Diejenigen Perlen, die
 so klein und unansehnlich sind, daß sie unter
 keiner der vorhergehenden Gattung können ge-
 rechnet werden, pflegen Saamen- oder Saats-
 perlen, bisweilen auch Stampf- und
 Stoßperlen, imgleichen Unzen, oder
 Lothperlen genannt zu werden. In der
 Farbe, dem Glanz, der Reinigkeit ihres Was-
 sers, in der glatten und gewissermaßen durch-
 sichtigen Oberfläche, besteht noch ihr vorzüg-
 licher Werth. Es giebt welche, deren Wasser
 weiß ist, und diese werden in Europa am
 höchsten geschätzt. In andern fällt das Wasser

in das Gelbliche, und diese werden von einigen Indianern und den Arabern den weissen vorgezogen, weil man sie für reif und zeitig hält, und glaubt, daß diejenigen Perlen, welche von Natur diese gelbliche Farbe haben, dieselbe niemals verändern, und hingegen das weisse Wasser nicht länger als 30 Jahr daure; noch andere sehen flachblutfarbig aus; wieder andere fallen ins Grünliche. Es giebt welche, die bleifarbig, und auch solche, die schwärzlich sind.

Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß die orientalischen Perlen, als die vorzüglichsten, hell, durchsichtig, von einem vortreflichen Glanze und einer Silberweisse sind. Die amerikanischen hingegen sind grünlich, und die schottischen, worunter man alle europäische versteht, haben ein matteres Weiß

und spielen mit einem flachsbblutfarbigen Wasser. In Ansehung der Vorzüge sind die ostindischen Perlen, die man auf Zeilon und den Perleninseln fischer, was ihre Rundung und Wasser anbelangt, die schönsten im ganzen Orient; eben so findet man welche darunter, die über 3 bis 4 Karat wiegen; die von den Baharem sind ein wenig gelblich; die japanischen sind groß, aber sehr ungleich und schief; die vom See Nipehoa sind nicht so schön wie die von Baharem. Unter den amerikanischen Perlen sind die von Margarita, sowohl in Ansehung ihres Gewichts als ihrer Gestalt und Wassers, die schönsten. Die von Kubagna wiegen nicht über 5 Karat; ihr Wasser und ihre Gestalt aber ist gut. Die von Comogate, Riohacha und St. Martha sind von

ziemlich gutem Gewicht, insgemein aber übel gebildet, und haben ein bleifarbiges Wasser.

Der Werth der Perlen wird nicht nur nach der Größe, sondern auch nach der Schönheit, Bildung, Glätte und Farbe geschätzt. Die runden und birnförmigen sind am kostbarsten. Von den kleinen, nicht durchbohrten, orientalischen Stof: oder Saamenperlen, kostet das Loth 2 Thaler; von den durchbohrten, die zu Stickereien können gebraucht werden, ohngefähr 5 Thaler; 500 Stück Barokperlen, die 2 Loth wiegen, 13 bis 14 Thaler; gehen 100 Stück auf 2 Loth, 300 Thl. Eine vollkommene runde Perle, die ein helles Wasser hat, 1 Karat schwer, 4 bis 5 Thal.; 2 Karat schwer, 20 Thal.; 4 Karat schwer, 80 Thaler; 6 Karat schwer, 150 Thal.; 8

Karat schwer, 350 Thal.; 10 Karat schwer,
500 Thaler und noch mehr.

Perlenmutter ist eben ein solcher Kalk,
als derjenige, woraus die Perlen bestehen.
Sie ist die Schale einer Muschel, und Per-
len entstehen in Muscheln zufällig, wenn
das Thier die, durch Pholaden und Bohr-
würmer oder andere Unfälle in seiner harten
Bedeckung entstandenen, Schäden ausbessert.
Aber dieser Kalk ist von unbeschreiblicher
Schönheit, von einer sanften, bläulich-wei-
ßen Farbe, die zuweilen mit den herrlichsten
Farben des Regenbogens getuscht ist, oder
faum dem Opal einen Vorrang läßt; von ei-
ner Glätte, welche die Kunst faum dem be-
sten Glase zu geben vermag; von einem Glan-
ze, welcher mehr dem Schimmer des Schmel-
zes und des weichen gewässerten Lafts, als

der blendenden Politur der Metalle gleicht. Bei einem hohen Grade der Festigkeit und Dauerhaftigkeit, sind diese schönen Muschelschaalen dennoch sehr leicht; sie sind flach, wenig gewölbt oder gebogen, lassen sich zu dünnen Blechen zertheilen, die, wie die Tafeln des zerrissenen Marienglases, alle gleich glatt, gleich schön sind. Sie lassen sich sägen und nehmen die Zeichnungen an, welche die Hand des Künstlers der Oberfläche eingrahen, oder einreißen oder einschleifen will. Schwerlich giebt es außer den Conchylien noch Körper, welche diese vortreflichen Eigenschaften vereinigen, und obgleich die Natur den Perlenglanz mehreren Arten der Conchylien gegeben hat, so ist doch nur eine Art, nämlich die Miesmuschel, welche im eigentlichen Verstande Perlenmutter ist. Der Anor:

pel, welcher die beiden Schalen der Perlenmutter mit einander verbindet, heißt der Pfauenstein, denn man hielt ihn ehemals für einen Stein, der aus der Erde gegraben würde. Sein in das Grünblaue spielender Glanz ist so unnachahmlich schön, daß er die schönste Pfaufeder übertrifft. Er wird von den Juwelirern sehr gut genutzt, und zu hohen Preisen verkauft.

Das Ungefähr, der Vater so mancher Erfindungen, gab den schönen künstlichen Perlen das Dasein. Ein gewisser französischer Waternostermacher, Namens Jaquin, dessen Nachkommen noch vor Kurzem diesen Perlenhandel zu Paris forttrieben, bemerkte einstmals, da er auf seinem Landhause zu Passi war, daß die kleinen Fluß-Weißfische, *Cyprinus alburnus* des Linné, die sonderlich

in der Marne sehr häufig sind, und die man in seiner Gegenwart in einem Kessel mit Wasser sod, dieses Wasser silbern färben. Er ließ das Wasser sich setzen, und fand auf dem Boden des Gefäßes einen Niederschlag, welcher an Glanz der schönsten Perlenmutter nichts nachgab. Mehr bedurfte es nicht, um ihn auf die Idee zu bringen, diese Entdeckung ins Geheim zu vervollkommen. Anfangs überfirnißte er mit diesem Satze, den er Perlenessenz taufte, kleine Kügelchen von Teich, Wachs oder kleine alabasterne, auf Drehbänke gedrehte Korallen. Das Publikum nahm diesen neuen Puz mit größtem Beifall auf; allein bald fanden die Damen, daß die Erfindung ihre Vollkommenheit noch nicht erreicht habe. Der Leim, mittelst dessen man die Essenz auf die Kügelchen klebte, löste sich oft durch die

Wärme auf, dann klebten die Perlen am Hal-
 se an, und beschmutzten, ohne Respekt für die
 feinste, zarteste Haut, sie mit den abgegan-
 genen Fischschuppen. Der Künstler mußte also
 auf ein anderes Mittel denken. Er ließ kleine,
 hohle, überaus dünne Kügelchen von Glas
 blasen, überzog sie inwendig mit Essenz, und
 lieferte nun Halschnuren, die alles übertra-
 fen, was man schönes in der Art gesehen
 hatte.

Die künstlichen Perlen theilen sich jetzt
 in zwei Sorten: in gemeine und superfeine,
 oder wie die Franzosen es nennen, du grand
 beau. Beide Sorten sind zwar von Glas ge-
 blasen, aber um superfeine Perlen zu verfertigen,
 bedarf es einer weit complicirtern Ma-
 nipulation, damit sie reiner, glatter und run-
 der werden, als die gemeine Sorte. Deswe-

gen kann auch ein Arbeiter, der des Tages wohl 6000 gemeine Perlen bläset, deren nur 12 bis 1500 en grand beau verfertigen.

Die Perlenfarbe wird in einem kleinen Tropfen, durch ein Rohr in jedes dieser Kügelchen geblasen; dann schwenkt es der Arbeiter einige Augenblicke, und legt es zu den andern in einen Korb, und bewegt sie noch einige Stunden hin und her, bis der innere Ueberzug ganz abgetrocknet ist. Zuletzt füllt man die Kügelchen mit Wachs aus, damit sie schwerer und unzerbrechlicher werden.

Die Essenz, essence d'orient genannt, womit die gläsernen Kügelchen bekleidet werden, ist nichts anders als die silberartige Materie, welche man von den Schuppen des kleinen Fluß-Weißfisches erhält. Vierzig solcher Fischgen liefern nur Ein Pfund solcher Schuppen,

pen,

pen, und dieses Pfund giebt nur vier Unzen perlenmutterartige Essenz, so daß 18 bis 20000 Fische zu Einem Pfunde dieses Perlenfirnisses erforderlich sind. Man kann nur die Schuppen von den Seiten und vom Bauche nutzen, die Schuppen auf dem Rücken sind brauner. Die Perlnessenz wird aber nie allein angewendet, sondern bis zu einer gewissen Quantität mit Fischleime versetzt, den man im Wasser aufgelöset und durch ein feines Tuch geseihet hat. Die Schönheit der Perle hängt hauptsächlich von richtiger Erfassung der rechten Proportion dieser Mischung ab. Der theure Preis der Weisfische verleitet gewöhnlich die Fabrikanten zu viel Fischleim zu nehmen.

Zuweilen giebt man der Essenz eine rothe, gelbe oder braune Färbung. Da aber

die Schönheit der Perle vorzüglich in ihrer Weiße und in ihrem reinen Wasser besteht, so werden obige, ihr ganz fremde Farben, jetzt von den Arbeitern selten mehr gewählt. Dagegen findet man in ihren Buden alle Nachahmungen natürlicher Perlen, birnförmige, oliven- oder mandelartige; ferner breite Stücke, Plaques, mit Folie von Metall unterlegt, damit der Glanz noch mehr gehoben wird, und mit buntem Schmelz, in Form von Edelsteinen, eingefast.

Man hat falsche Perlen, die auch von Glas sind, deren innerer Firniß aber aus Quecksilber, oder aus einem feinen gleissenden Fischbeine besteht. Die Perlen kommen denen mit Weißfisch-Essenz bekleideten gar nicht bei, denn letztere erreichen die Schönheit und das Wasser der ächten Perlen in

einem so hohen Grade, daß ein geübtes Auge dazu gehört, diese künstlichen von den natürlichen zu unterscheiden. Der obgedachte Perlenfirniß geht leicht in die Fäulung über, und wird vom Weingeiste stark angegriffen. Es ist daher die Entdeckung für diese Kunst sehr wichtig, daß er sich in dem flüchtigen alkalischem Spiritus aufbewahren läßt.

Die Korallen.

Man ist lange zweifelhaft gewesen, ob die Korallen in das Thierreich oder in das Gewächreich gehörten. Endlich ward man von ihrer thierischen Natur überzeugt, und nannte sie, wegen ihrer doppelten Uebereinstimmung mit beiden, Pflanzenthier, denn sie nähren sich, haben Empfindung, und bewegen sich wie die Thiere; wachsen und vermehren sich hin-

gegen wie die Pflanzen. Die eine Hauptfamilie von denselben ist nackt und unbedeckt, und kann sich von ihrer Stelle bewegen, die andere hingegen wohnt in einem Gehäuse von einer meist feinentigen Substanz. Jene heißen Polypen, diese Korallen.

Ich übergehe hier die Kunstbenennungen der Klassen, Gattungen und Arten, worin die Naturforscher die vielfältigen Korallen abgetheilt haben, und schränke mich hier auf die vornehmste und nützlichste ein, nämlich auf die edle Koralle oder die rothe Blut: Koralle, Staudenkoralle (*Isis nobilis*). In Absicht der Figur hat sie die größte Aehnlichkeit mit den entblätterten Nesten des Schlehenbaumes.

Schon die flüchtigste Betrachtung der rothen Korallenzinken ist hinreichend, zu bemer:

fen, daß sie aus einer weichen Rinde (Schaa: le) oder dem äußeren Ueberzug und der innern harten Substanz oder Kern zusammengesetzt sind. Die Rinde selbst ist rauh, ungleich und immer blässer gefärbt, als die innere harte Substanz, der sie zum nothwendigen Ueberzug dient; denn wenn auf irgend eine Art etwas von der Rinde verloren geht, so wissen sich kleine Würmer sogleich auf der Stelle einen Eingang zu verschaffen. Sie durchbohren nämlich die harte, marmorartige Substanz, und erweichen sie durch unzählige kleine Oeffnungen, so daß sie zu allem fernern Gebrauch durchaus verdorben sind, ausgenommen zum Aufstellen in Kabinettern.

Die Härte des Kerns (der innern Substanz), die der des festesten Marmors nichts nachgiebt, entsteht nicht, wie Dioscorides und

Plinius glaubten, von Berührung der äußern Luft, nachdem sie aus dem Meere gefischt worden. Ihre gewöhnliche Farbe ist roth, weiß, und bei einigen auch schwarz. Hier handeln wir vorzüglich von der rothen.

Mit Hülfe der Vergrößerungsgläser bemerkt man an frischen, eben aus dem Meere gekommenen Korallen, sowohl das Thier selbst, als auch die cylindrischen, ihm zur Nahrung und Wachsthum dienenden, Gefäße. Das erste stellt sich dem Auge am Ende des Korallenzinken, unter der Gestalt eines Tropfens Milch, dar, (daher die Korallenmilch), und kann durch starkes Zusammendrücken des untern Theils der Rinde gezwungen werden, mehr zum Vorschein zu kommen, und sich zu verlängern. Genau, mit vieler Sorgfalt über diesen Zoophyten und ihre Verschiedenheiten

angestellte Versuche, finden die Leser, deren Neugierde, in Absicht der natürlichen Geschichte dieses, in aller Rücksicht merkwürdigen Geschöpfes, noch nicht genug befriedigt ist, beim Donati della storia naturale marina dell' Adriatico. In Venezia 1750, 4to. wovon ein deutscher Auszug zu Halle 1753 in 4to erschienen ist.

Vorzüglich häufig werden die Korallen gefunden im mittelländischen Meere, und zwar besonders in der Nachbarschaft der Inseln Corsica und Mallorca, an der Küste von Katalonien, Provence (und Cassis, ein kleines 2 Meilen von Marseille entferntes, Städtchen) und Languedoc, vorzüglich auch an der Küste von Afrika (barbarischen Küste), oder bestimmter an der Küste von Tunis und Algier, und diese haben sowohl wegen ihrer

Größe und der Schönheit ihrer Farbe, vor allen den Vorzug, werden auch deswegen heut zu Tage vorzüglich da gefischt. Ehedem fischte man auch welche im persischen Meerbusen, im rothen und sicilianischen Meere. Auch verdient bemerkt zu werden, daß im Weltmeere keine gefunden werden. Diejenigen, woraus im stillen Meere ganze Inseln bestehen, und zuweilen von einer erstaunlichen Höhe sind, gehören nicht hieher, denn die rothe Koralle, von der wir hier allein reden, wächst selten über einem Pariser Fuß hoch, und zwar, nach Marsigli's Bericht, abwärts, mit der Basis oben, so daß sie mehr hängen als stehen, wodurch die Fischerei derselben nicht wenig erleichtert wird. Ein flüchtiger Blick auf die Geschichte dieser Fischerei, zeugt auch hier von der Thätigkeit des Handlungsgeistes

der Einwohner von Marseille. Seit langen Zeiten nämlich ist Frankreich, mit Ausschließung aller andern Nationen, im Besitz eines wichtigen Handelsplatzes im Königreich Algier; man findet ihn auf der Karte unter dem Namen Bastion de France, oder nach andern la Calle; diese wichtige Acquisition fällt noch unter die Regierung Heinrich des 4ten. Unter den Artikeln von Wolle, Thierhäuten, Getreide, Korallen u. s. w., die sie daher ziehen, sind die letztern nichts weniger als unbeträchtliche Handlungsgegenstände. Es vereinigten sich daher bald mehrere der dortigen Kaufleute, unter dem Namen einer afrikanischen Handlungskompagnie, mit dem besondern Augenmerk, die Korallenfischerei recht mit Ernst zu treiben. Sie rüsteten in der Absicht gegen 40 kleine Fahrzeuge (Co-

rallines aux radeaux) aus, jedes zu sieben Personen, den Patron mit eingeschlossen. Diese Fahrzeuge fischten jährlich gegen 180 Kisten rohe Korallen aller Art und von verschiedener Güte, und brachten also, die Kiste nur zu 1500 Livres angeschlagen, alle Jahre nicht weniger als 270,000 Livres ein. Rechnet man den dritten Theil für Kosten und den Arbeitslohn, so bleiben doch noch immer 100,000 Livres reiner Gewinn. Allein, sobald zu Anfang dieses Jahrhunderts die ostindische Handelsgesellschaft sich mit dieser vereinigte, so gerieth der so blühende und vortheilhafte Korallenhandel auf einmal in Abnahme. Wir lassen die Ursache davon an ihrem Ort gestellt seyn; genug, es wurden jetzt nur 25 bis 27 Korallinen unterhalten, und die zu Verarbeitung dieser Waare gebrauchten Personen, ver-

lohren sich nach und nach aus Marseille. Es blieben ohngefähr 3 bis 4 zurück; aber auch diese konnten, aus Mangel an rohen Korallen, kaum ihren Lebensunterhalt damit gewinnen. Denn die oberwähnte vereinigte Handlungs-Kompagnie errichtete ihre Magazine für diesen Artikel in Genna, und das gab ohne Zweifel Gelegenheit, daß sich nachher der ganze Korallenhandel nach Livorno zog, wo einige vor Kurzem noch berühmte Manufakturen für ihre Verarbeitung errichtet wurden; doch so, daß in der beträchtlichsten von ihnen, die nach Volkmanns Bericht einer jüdischen Familie Attia zugehörte, nicht über 30 Personen arbeiteten. In der Folge stieg bei verschiedenen Kaufleuten zu Marseille das Verlangen wieder auf, einen alten und so einträglichen Handlungsweig wieder an sich zu ziehen.

Sie errichteten unter dem Schutz des Königs (1781) eine neue afrikanische Handlungskompagnie, die diesen Handlungsweig mit lebhaftem Eifer zu betreiben anfing.

Die Zeit vom Anfang des Aprils bis zu Ende des Julius, ist die ergiebigste. Die an Korallen vorzüglich reiche Gegend ist der Distrikt an der Küste des Königreichs Algier, vom Kap Roux bis Bougie.

Das Verfahren bei dieser Fischerei ist einzig in seiner Art, und verdient deswegen wohl hier ein kleines Detail. Es werden nämlich zuerst zwei viereckigte, an den Enden etwas zugespizte, und 6 bis 7 Fuß lange Balken übers Kreuz gelegt, an einander befestigt; hierauf wird durch eine, in ihre Mitte angehängte große, eiserne Kanonenkugel, oder ein ihre Stelle ersetzendes Stück, das zum Un-

tersinken auf den Grund des Meeres nöthige Gewicht gegeben. Alsdann umwickelt man die Balken mit lose zusammengedrehten, die Dicke eines Daumes habenden, Hanfseilen um und um, und befestigt außerdem noch an ihren Enden einen großen netzartigen Beutel. Sobald man sich nun dieser Maschine durch zwei starke, gehörig angebrachte Tauen versichert hat, werden sie an den beiden Enden des Fahrzeuges befestigt, und langsam dem Strom des Meeres übergeben. Bald sinkt sie auf diese Weise in den Abgrund, stößt auf die daselbst hervorragenden Felsenstücken, und der lose Hauf verwickelt sich in und um die, auf oben beschriebene Art liegenden, Korallenäste. Wenn nun die Fischer glauben, daß dies geschehen ist, so ziehen fünf oder sechs von ihnen die Maschine herauf, und die übrigen sind beschäftigt, die

Korallenzinken aus den losen Hanfstricken herauszuwickeln, und die in die beutelartigen Netze gefallenem aufzunehmen. Die Maschine wird nun zum neuen Gang wieder ins Meer gesenkt. — Man fischt auch die Korallen, vermittelst des Kreuznetzes, des Hamen und durch Taucher. Auf die letztere, aber äußerst gefährliche Art, werden die schönsten und größten Stücke erbeutet. Bei den drei ersten Arten, wo es nur darauf ankommt, so viel Korallenzinken als möglich unter den hohen Felsen und Höhlen im Meer zu packen und mit Gewalt loszureißen, gehen freilich sehr viele verloren, oder erscheinen nur in Bruchstücken.

Das erste, was nun mit den eben angekommenen Korallen vorgenommen wird, ist, daß man die besten, größten, und vielleicht etwas besonders enthaltenden Zinken aussucht,

sie gehörig reinigt, polirt, mit niedlichen Pledestalen versehen, und sie so zur Zierde dieses oder jenes Naturalienkabinetts vorbereitet.

Ganz vortreflich geschieht das, wenn ihnen, statt eines Stück Felsens, allenfalls eine Meerschnecke, Muschel, Seeschwamm, Seemoos (Korallenmoos) zur Basis diene, oder ihre regelmäßig geordneten Nester der Form eines ausgebreiteten Fächers sich nähern.

Mit diesen werden zugleich die tauglichen Stücke zur Verfertigung von Schmucknadeln für den Haarpuz, von kleinen Tassen, für Sorbet oder Hefte für Stilette, Messer, kleine Stuhlknöpfe, Uhrberloquen zc. ausgelesen und bei Seite gelegt.

Alle übrige kleinere, von Wärmern nicht durchlöcherete, gesunde Nester werden, vermittelst einer besondern Art Scheere, oder eigent-

licher Zange, unter großem Geräusch in Stücke geschnitten, die nach ihrer verschiedenen Dicke und Größe abermal ausgesucht, und von einander abgefondert werden.

Die Bestimmung dieser kleingeschnittenen Korallenstücke ist sehr mannigfaltig. Einige werden nämlich blos geschliffen, polirt, und so unter dem Namen Korallenfragmente gelassen; diese haben die größte Aehnlichkeit mit dem in Stücken gebrochenen Siegellack. Andere hingegen werden in vortreflich rothe Perlen verwandelt, und zwar so, daß sie entweder wie Diamanten (à facettes) geschnitten, oder ganz glattrund, oder auch länglich ausfallen. Und das alles geschieht auf Schleifsteinen, die mit der Hand gedrehet werden.

Nachdem sie die bestimmte Form erhalten haben, so werden sie mit ungemeiner Fertigkeit,

feit, vermittelst spitzen Nadeln von wohlgehärtetem Stahl, durchbohrt. In dem zum Bohren bestimmten Saale sieht man bloß Frauenspersonen an der Arbeit. Die länglichen auf gut ausgeglühetem Drath aufzureihen, damit sind wieder andere Arbeiter beschäftigt, so wie diese aufgereiheten Schnüre von andern mit vieler Geschwindigkeit über eine eiserne, mit nassem Sande bedeckte Platte hin und her gezogen werden, die runden aber ihre Form und Politur auf Schleiffsteine einer weichern Art, die mit Rinnen von besonderer Größe dazu versehen sind, erhalten. Bei allen diesen Arbeiten wird nichts als gemeines Wasser angewendet.

Die so abgerundeten und polirten Perlen werden nun erstlich nach ihrer Größe von einander abgesondert. Zu dem Ende sind eine Menge verschiedener runder hölzerner Näpfe,

fast siebartig, unter die weiblichen Arbeiter eines andern Saales ausgetheilt, worinnen die runden Perlen hin und her geschüttelt werden, bis durch die im Boden nach bestimmten Maassen befindlichen Oeffnungen, die Kleinern durchfallen, und die größern zurückbleiben. Alle diese werden nun auch zweitens in Absicht der Güte und Reinigkeit (die Korallenperlen dürfen keine Spur von Wurmfraß oder andern fremden Flecken haben), von andern Frauenspersonen ausgelesen, und endlich nach der Farbe sortirt. Es sollen hier allein 200 verschiedene Veränderungen in roth vorkommen. Von 14 der Farbe nach verschiedenen Hauptsorten, sind folgende die Namen aus einer ehemaligen Manufaktur zu Livorno: Blutschaum, Blutrose, erstes Blut, zweites Blut, drittes Blut, blaß gefärbte Maulbeer,

dunkel gefärbte Maulbeer, ganz schwarzroth, sehr fein, überfein, Karfunkel, Probenstein, superfeinste, aller allerfeinste. Sie werden endlich in Schnüre auf blauen Fäden aufgereiht, erhalten zum letztenmal eine Art Politur, dazu eine sehr kleine Quantität Del gebraucht wird, und werden, nachdem sie an beiden Enden mit einer Schleife von blau seidenem Bande gebunden worden, gewogen, mit Nummern und Zeichen, die Bezug auf die Preise haben, versehen, und in das für den fertigen Vorrath bestimmte Zimmer gebracht.

Außen diesen dreierlei verschiedenen rothen Perlen von aller Größe (die größten wie eine spanische Kirsche), sieht man hier noch sehr schöne, in Gold gefasste Ohrgehänge (à la Mirza), das Paar zu einem neuen Louisd'or, niedliche Westenknöpfe (breast nipple) und

andere längliche, theils ganz gerade (und ungleich theurere), theils krumme Korallenstücke, die, in Silber gefast, als Spielzeug junger Kinder, zur Zeit des Zahnens, bekannt genug sind.

Sonst werden die Korallenperlen nach dem Gewicht verkauft, von 4 bis 500 Livres das Pfund, bis fast zu allen Preisen. Sie machen bei weitem den beträchtlichsten Artikel des Korallenhandels aus. Der gewöhnliche Preis einer guten Korallenschnur um den Hals, wo die Perlen von mittler Größe sind, ist zwischen 8 bis 5 neuen Louisd'ors.

Die Zahl der im Manufakturhaus beschäftigten Arbeiter, wurde ehemals auf 320 angegeben; gewiß mehr als die Hälfte waren Frauenzimmer von allem Alter, und Kinder. Außer diesen sind noch gegen 100 Arbeiter in

einem von der Manufaktur zu Marseille abhängenden ähnlichen Hause zu Cassis, dem obervähnten kleinen Städtchen, auf gleiche Weise beschäftigt.

Das was sie mit Arbeiten verdienen, richtet sich durchaus nach ihren Fähigkeiten und Fleiß, und muß daher, wie leicht zu errathen, sehr verschieden sein. Einige gewinnen 50 Sols des Tages, andere bringen es bis zu 6 Livres. Die mehresten aber halten sich in der Mitte zwischen beiden. Der jährliche Gehalt des jetzigen ersten Arbeiters (Foreman) der Manufaktur, beläuft sich auf 18,000 Livres. Er ist ein Franzose von Geburt, aber viele Jahre lang an der Spitze der Manufaktur zu Livorno gewesen. Bei der neuen Einrichtung vor mehrern Jahren zog man ihn

hieber, und mehrere andere gemeine Arbeiter kamen zugleich mit ihm.

Die runden Korallenperlen werden vorzüglich nach dem Orient und beiden Indien geschickt, so wie die länglichen mehr in Afrika, und die größten überhaupt im Orient, vorzüglich auch in Konstantinopel, als Schmuck des Turbans, sehr geschätzt sind.

Diejenigen Bewohner des glücklichen Arabiens, die sich zur mohamedanischen Religion bekennen, brauchen die Korallenschnüre, die Zahl ihrer Gebete zu bestimmen; und nach den Zeugnissen mehrerer Reisenden, wird kein Todter ohne einen solchen Rosenkranz zur Erde bestattet.

Einige Nationen geben den blasrothen, andere den dunkelrothen den Vorzug. Die Griechinnen und Türkinnen lieben das Blas-

rothe an den Korallen. Schöne Griechinnen, mit diesem rosenfarbenen Schmucke behangen, scheinen noch schöner, voraus gesetzt, daß etwas auf der Welt im Stande ist, die Modelle der Schönheit zu verschönern. Den Negerrinnen hingegen kleidet die blutrothe Farbe. Wenn sie ihren Hals mit Schnüren großer Korallenperlen, gleich angereiheten Kirschen, zieren, so giebt dies brennende Roth ihren schwarzen Gesichtern und feurigen Augen einen ganz eigenen, reizenden Ausdruck. Nach China und ganz Indien, und nach dem glücklichen Arabien, gehen die großen Korallenkugeln. Diese Korallenkugeln kosten das Stück 1200 bis 1400 Livres. Hat eine Kugel den geringsten Riß, so fällt der Preis um 150 Livres und tiefer. Nirgends aber stehen die Korallen im höhern Werthe, als in Japan, wo man

sie den Edelsteinen vorzieht. Der vornehme Japaner bezeichnet durch die Größe des Korallenknopfs, womit er seine Beuteltasche verschließt, seinen Stand. In Bologna tragen alle unverheirathete Mädchen vom Mittelstande rothe Korallen-Halsbänder; und noch vor der letzten Theilung von Polen, berechnete man in diesem Lande unter dem schönen Geschlechte die jährliche Konsumtion von diesem Artikel des Luxus auf mehr denn 100,000 Dukaten.

Ob ehemaliges Vorurtheil, wegen gewisser den rothen Korallen angedichteter Wirkungen, unsere europäischen Damen jetzt noch abhalten sollte, sie statt Hals schmuck, Ohrgehänge, Armbänder &c. zu tragen? Es scheint wenigstens in unsern sich von den Fesseln des Aberglaubens immer mehr losreißenden Zeiten nicht wahrscheinlich. Vielleicht sehen wir sie

bald als allgemeine Mode, zumal da die Perlen bereits in Paris anfangen, ein altmodischer Puz zu werden.

Die Heilkräfte der Korallen wurden ehemals für sehr groß gehalten; das bezeugen die zahllosen Bereitungen, mit denen die Apothekerbücher, vorzüglich des 17ten und der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, angefüllt sind. Man suchte sie durch Cohobiren, Destilliren, Sublimiren, Solviren, Präcipitiren &c. in der Form von Saft, von Magisterium, von Quintessenz, von Geist, von Tinktur &c., als so viele zuverlässige Mittel gegen alle Krankheiten, ja gegen den Tod selbst aufzustellen. Vorzüglich ist die Zahl der Tinkturen beinahe Legion.

Ihre Wunderkräfte sind nun vergessen; höchstens daß man sie noch zu Zahnpulvern mischt, wo sie bloß auf mechanische Art, wie

jedes andere erdigte Mittel, auch zu wirken scheinen. Ob ihre schöne rothe Farbe nicht in Färbereien genutzt werden könne? darüber verlohnte es sich wohl der Mühe, daß geschickte Scheidekünstler Versuche anstellten.

Vermittelt dieser Korallenperlen und Korallenfragmente, die auf der Küste von Guinea, an den Ufern des Senegal u. s. w. vor dem Golde bei weitem den Vorzug haben, wird ein großer Theil des Negerhandels getrieben. Für die unwiderstehlichen Reize einer Korallenschnur, verkaufen Mütter ihre Töchter; — Väter übergeben ihre Söhne einer ewigen Sklaverei, für eine gewisse Zahl dieser Korallenperlen.

Man macht auch falsche Korallen von der rothen Korallenmaterie nach; wenn nämlich die Korallengincken aufgeschlossen und die

rothe Essenz davon geschieden worden ist, so formirt man sie aus der übrig gebliebenen Masse, und tingirt sie mit ihrer eigenen Essenz. In Nürnberg und Geißlingen wissen die Kunst- und Knochenbrechsler die Knochen dergestalt roth zu machen, und solche Korallenfügelchen daraus zu drehen, daß der Kenner sie kaum von den ächten unterscheiden kann. Uebrigens mögen die falschen vor allen noch so künstlich nachgemacht seyn, so haben sie doch nie den kalten Angriff wie die natürlichen, auch nicht die lebhafteste Farbe, und lassen sich nicht auflösen.

Anmerkung zu Seite 65. Brisson in Frankreich hat ein neues Merkmal entdeckt, wodurch sich orientalische Steine von den unächten unterscheiden lassen. Es besteht in der doppelten Brechung der Lichtstrahlen, worin noch die specifische Schwere kommt. Zeiget

Flittern und Filigranarbeit.

Die Flittern sind die kleinen, dünnen, runden, in der Mitte durchlöchernten Metallplättchen, die von vergoldetem oder versilbertem Metall, oder auch von Stahl gemacht, und zu mancherlei Schmuck, zu ächter und zu unächter Stickerei gebraucht werden. Sie sind eine Erfindung Frankreichs, und erst seit hundert Jahren in Deutschland bekannt. Ihre

eine einzige Fasette des Steins ein doppeltes Bild von einem etwas entfernten Gegenstande; so ist der Stein zuverlässig kein orientalischer, sondern ein Flußspath, erkünsteltes Glas u. s. w. Die specifische Schwere allein ist noch kein hinlänglicher Beweis für die Richtigkeit des Steins, weil es unächte farbige Steine giebt, die fast eiserne Schwere mit den farbigen Diamanten haben; ist aber der Beweis durch Refraction damit verbunden, so gilt beides zusammen einen untrüglichen Beweis.

Verfertigung, die lange ein großes Geheimniß war, geschieht auf folgende Art: Man spinnt den Gold- oder Silberdrath auf einer Nadel dicht an einander, wie man Kantillen zu machen pflegt. Ist die Nadel voll, so werden einzelne Windungen mit der Scheere abgeschnitten, und auf einem kleinen glatten stählernen Ambos, (der mit Blutstein zum Gold, und mit Zinnasche zum Silber polirt ist), mit einem starken Hammerschlage geplattet, da dann in der Mitte das kleine Loch übrig bleibt; und die Enden der Windungen oder Ringelchen genau vereinigt sind.

Das feine, gefällige und regelmäßige Drathgespinnst, in welches sich zarte Körnchen mit einmischen, hat daher seinen Namen Filigran (Kornfaden). Es ist eine ur-

alte Erfindung der Morgenländer, und noch jetzt verfertigen die Türken, Armenier, Hindus und andere ostindische Völker wahre Meisterstücke in dieser Art, und was noch mehr zu bewundern ist, mit höchst unvollkommenen Werkzeugen. Die Arbeit kam sonst nur aus den Händen der schönen Bewohnerinnen einsamer Zellen, aber seit mehreren Jahren ist es auch eine Beschäftigung der Welt Damen, und eine Zierde kleiner Puzsachen geworden. Man bedient sich dazu eines feinen, flachkrausen, gezogenen Draths, der zwischen zwei Stahlwalzen flach geglättet worden. Zwei Fäden von diesem werden mit einem groben Drath zusammengedreht oder angezwirnt; und nachher aus diesem also zusammengedrehten Drathe das Laubwerk, oder diese und jene beliebige

Gestalt gewunden. Die Enden lötet man an der Lampe zusammen.

Künstliche Blumen.

Unter den schönen Erfindungen und Nachahmungen ist die Kunst, die Natur in ihrem Schmucke, in der Schöpfung ihrer Blumen, Blüten und Pflanzen darzustellen, gewiß eine der angenehmsten. Sie stammt aus China, wo sie uralt, und in ihrer größten Vollkommenheit ist; aber der unbekannte Stoff, aus welchem sie dort gefertigt werden, ist zerbrechlich, sobald er dünne wird, und fast so vergänglich, wie die Blumen der Natur.

In Italien ist diese Kunst nicht weniger alt, und schon der Name italienische Blumen, den man den künstlichen Blumen überhaupt giebt, beweiset, daß sie nach dem übrige

gen Europa zuerst aus diesem Lande kamen. Ein großer Theil des Adels giebt sich daselbst mit ihrer Verfertigung ab. Den Urstoff dazu gaben die getrennten Häute des Cocons der Seidenwürmer her, weil die Häute, ihres klebrigen Wesens wegen, sich gut formen lassen. Wenn aber die Blätter der Blumen groß sind, so bedient man sich auch des steifen Papiers, des Pergaments, Flohres oder seidener Zeuge. Desters muß auch aus Sammet, von allerlei Sorten, eine Blume gemacht werden, wenn ihr äußeres Ansehen sammetartig ist, wie es z. B. bei den Narunkeln und andern der Fall ist.

Außer den seidenen Cocons, als dem Urstoff, woraus diese Blumen bestehen, bedarf man noch arabisch Gummi; Tragant, feinen Eisendrath und Baumwolle; Geräthschaften

schaften aber sehr wenige, außer den Stangen und Formeisen. Die erste Beschäftigung, welche in der Blumenmanufaktur vorgenommen wird, ist, daß man die Cocons, nachdem sie ausgelesen worden, damit keine schmutzige darunter seyn, nach ihren verschiedenen Lagen von einander schält oder streift. Es ist dieses gemeiniglich eine Beschäftigung für kleine Mädchen, welche die Arbeit mit ihren zarten Fingern am besten verrichten können. Diese abgezogene Häute werden nach ihrer Güte oder Feinheit sortirt, dann auf Fäden gezogen, und ihnen die Farbe mitgetheilt. Nach der Trocknung kommen sie endlich in die Hände der Mädchen, die ihnen ihre bestimmte Gestalten geben sollen. Es ist ein wahres Vergnügen, so viele arbeitsame Frauenzimmerhände zu sehen, wo jede in ihrem Fa-

che sich gleichsam spielend bestrebet, zum Ganzen beizutragen. Gemeiniglich sitzen die an einem Tische beisammen, die ein oder mehrere Blumen verfertigen, damit eine der andern an die Hand gehen kann. Die eine z. B. macht die Blätter, die andere giebt ihnen die gehörige Gestalt, noch eine andere macht den Stengel, und wieder eine andere setzt die einzelnen Theile zusammen, und bildet so das Ganze. Um das Bilden der Blumenblätter auf eine geschwinde, bequeme und leichte Art zu bewerkstelligen, hat man sogenannte, von einem Schweizer erfundene Stanzen, von allen möglichen Bildungen und Größen. Es sind eiserne, 8 bis 9 Zoll lange, gerundete Holzgen, die bald dicker, bald dünner sind, nach dem Verhältnisse des Bildes, welches an ihrem Ende in ein Stück Stahl eingegraben

und im Umriß scharfschneidend und über sich erhaben ist. Außer den Stanzgen braucht man noch andere Eisen, um den Blumen allerhand Biegungen und Gestalten mitzutheilen. Es sind lange Eisen, die in einem hölzernen Hefte stecken, und an dem Ende allerlei gebogene, geriefelte, gekrümmte und zugespitzte Figuren haben. In einer Stunde kann ein Mädchen, mit Hülfe der Stanze, auf die mit einem bleiernen Hammer geschlagen wird, viel hundert Blätter bilden. Die Italiener bedienen sich selten des Ausschneideeisens, daher auch ihre Arbeit zeitspieliger und kostbarer wird.

Die chinesischen Blumen hat Hr. Seguin in Paris zuerst mit Mark vom Hollunderbaum nachgemacht. Er ist auch der erste, welcher die Blumen von gefärbten Silberplättchen versers

tigt hat. Man hat auch künstliche Blumen von Gold, Porzellan, Baumwolle u. s. w.

Der Haarpuder.

Die Mode, den Haaren durch Aufstreuen eines gewissen Staubes eine beliebige Farbe zu geben, ist uralt. Nach der Erzählung des bekannten jüdischen Geschichtschreibers, Josephus, puderten sich die Kneuter des Salomo täglich mit Goldstaub, damit ihre Haare, wenn die Sonne darauf schiene, glänzten. Die ältesten Vorfahren unserer israelitischen Schönen, puderten ihre Haare ebenfalls mit Goldstaub. Auch die griechischen Fürsten befahlen, daß sich ihre Leibwachen mit Goldstaub pudern sollten. Bei den Römern waren blonde Haare die Mode der eleganten Welt. Man färbte und parfümirte sie, man

salbte sie mit Essenzen, und um ihnen noch mehr Glanz zu geben, bestreute man sie, nach asiatischer Sitte, mit Goldstaub. Die Kaiser Verus, Galian, Komodus waren dieser Mode sehr hold; des letztern Haar war dadurch so glänzend geworden, daß, wenn die Sonne darauf schien, sein ganzer Kopf gleichsam im Brande zu stehen schien. Unser heutiger Puder war aber den Alten ganz unbekannt.

Man glaubt gemeinlich, der Gebrauch des jetzt gewöhnlichen Haarpuders sey zugleich mit den Peruken aufgekommen; allein dieser Haarpud ist weit älter als jene Mode. Wahrscheinlich ist sie in Frankreich zuerst entstanden; denn so viel ist gewiß, daß man sich unter Ludwig dem XIV. *) schon puderte; aber diese Sitte war noch nicht allgemein,

*) Ludwig der XIV. starb 1715.

und Ludwig selbst haßte sie, und konnte nur mit vieler Mühe von einer seiner Liebchaften beredet werden, seiner großen schwarzen Peruke einen leichten Puderanflug geben zu lassen.

Brantome erzählt, daß die galante Margarete von Valois, voll Verdruß über ihre zu brunetten Haare, alle mögliche Künsteleien aufgeboten habe, um ihre Rabenschwärze zu mildern. Wäre der Puder damals, um das Jahr 1572, schon Mode gewesen, so hätte sie diesem vermeintlichen Uebelstande mit leichter Mühe abhelfen können.

Es scheint, als wenn anfangs das Pudern der Haare zu den sündlichen und frechen Moden gerechnet worden sey. Denn man ließt in einem französischen Journale von 1593, daß die Nonnen zu Paris mit gekräuselten und gepu-

derten Haaren durch die Straßen spazirten; und am Ende des siebzehnten Jahrhunderts puderten sich nur noch die Schauspieler, und zwar bloß auf der Bühne. Nach geendigtem Spiele klopften sie sorgfältig den Puder aus den Haaren. —

Es giebt vielerlei Materialien des Haarpuders; das Stärkmehl ist zwar das gemeinste und minder theuerste Ingrediens desselben; allein Bohnenmehl wird allgemein für den besten Bestandtheil des Puders gehalten. Man kann aus verschiedenen Pflanzen, besonders aus Flechten, aus dem weissesten Theile des verfaulten Holzes, z. B. der verfaulten Birke, aus der Fichte, aus Loh &c., Puder verfertigen. Auf den molukkischen Inseln wird, wie R. Forster berichtet, aus einem Baume, Pandang genannt, ohne alle Zurichtung, ein

Puder gewonnen. Es wird nämlich die männliche Blüte wie Puder auf den Kopf gestreut, und wegen ihres süßen Geruchs von den Vornehmen unter dem Namen *Hinnango* gebraucht.

Der cypriſche Puder wird ebenfalls aus dem Staube des verfaulten Tannenholzes gemacht. Man feuchtet ihn mit Wasser an, und knetet ihn zum Teige. Dann wird er von neuem pulverisirt, parfümirt und unter obiger Benennung der modischen Welt verkauft.

Eichenmoos, wohl gedörrt und zubereitet, giebt auch einen guten Puderstoff. Einige Parfümeurs vermischen es mit fein gestoßenen Eierschaalen. Die schlechteste Sorte Puder wird von zerstoßenen Tabackspfeifen oder ausgedörrten und zubereiteten Knochen gemacht. Dieser Puder ist nicht allein schwer,

sondern sein Gebrauch ist auch für die Haare
äußerst gefährlich.

Damit der Puder leichter werde und gut
zerstäube, besprengt man das Stärkmehl mit
Weingeist und läßt ihn langsam trocknen,
wodurch er das bekannte Knistern beim Drüs-
sen bekommt. Einen guten Geruch giebt man
ihm durch Oele und Essenzen. Ein Loth ge-
stoßenes Violettwurzel unter Ein Pfund Stärke,
giebt ihm auch einen angenehmen Geruch.

Anfangs kannte man nur drei Sorten Pu-
der: weissen, grauen und schwarzen.
Des grauen bedienten sich Damen, welche
das Fade ihres gar zu blonden Haares mildern
wollten. Der schwarze wurde von den Schö-
nen gebraucht, welche brunetter zu seyn
wünschten, als sie die Mutter Natur gemacht
hatte. Der blonde Puder wurde vor etwa 50

Jahren zuerst bei der Trauer für einem Könige von Frankreich Mode, denn man fand, daß er sehr gut zu schwarz kleide; dahingegen der weisse Puder zu grell damit kontrastire. Die Pariser Parfumeurs haben die Farbe des Puders auf alle mögliche Art nuancirt; es gab sogar einmal rosenfarbigen und grünen; mit dem letztern puderten sich vornehmlich die Brunetten.

Die ganze Veritungsart des Puders besteht darin, daß die Stärke entweder mit kleinen Handmühlen, Puder mühlen, oder blos mit Walzen zermalmt, durch feine Haarsiebe etlichemal gesiebet, und dann mit Weingeist angefeuchtet wird. Der schwarze Puder wird aus Kork oder Mandeln, die man zu Kohlen brennt, fein zerreibt und siebet, verfertigt. — Bekanntlich sind in England die

bepuderten Köpfe von dem Ex-Minister Pitt mit einer Taxe belegt, und seitdem ist ihre Zahl größer als jemals gewesen.

Die Schminke.

Die Sitte, sich zu schminken, ist, wo nicht älter, doch eben so alt wie die des Haarpuders. Hiobs Töchter gebrauchten schon die Schminke, die aus Spießglas bereitet wird. Als der König Jehu die Prinzessin Isebel mit geschminktem Angesicht in ihrem Fenster sah, ließ er sie aus demselben herabstürzen *). Die morgenländischen Schönen schminkten sich besonders die Augen. Große schwarze Augen galten von jeher bei ihnen für eine Schönheit, und um ihnen das Ansehen eines weitern Umfangs zu geben, so färbten sich

*) 2 B. Könige, 9, 30.

die Damen die Augenwimpern rings mit einer Schminke, die eine Mischung von Spießglas und Galläpfel war. Die Alten kannten auch schon andere Mittel, die Schönheit des Gesichts zu erhöhen, z. B. Kreide, Bohnenmehl, Honig, Safran, sogar die Excremente des Krokodils. Die Griechen kannten die Schminke schon im heroischen Zeitalter. Europa entwandte der Juno ihre Schminkbüchse. Theophrast redet von einer Wurzel, aus der man eine rothe Schminke bereitete. Von den griechischen Damen lernten die römischen das Schminken. Unter den Ruinen des Herkulans fand man kristallene Schminkbüchsen, die ganz den unsrigen ähnlich, und noch mit rother Schminke, die sich vortreflich erhalten, angefüllt waren. Ovid giebt Vorschriften zu einer Schminke, und Martial spottet der ge-

tünchten Gesichter. Einige römische Damen ließen sich das Gesicht mit in Eselsmilch gewechtem Brode aufschwellen. Die schöne Poppea gebrauchte eine fette, ölige Schminke, welche eine Art Larve war, die man einige Zeit auf der Haut liegen ließ, und dann wieder mit Milch ablösete. Sie machte eine sanfte, weiche Haut, und erhob die Weiße des Teints. Poppea, die Erfinderin dieser Larve, führte deswegen überall, sogar in ihrem Exil, eine Heerde Eselinnen in ihrem Gefolge. Zu Cäsars Zeiten schminkten sich die Britannier mit einer himmelblauen Farbe. Katharina von Medicis brachte zuerst die Mode der Schminke aus Italien nach Frankreich. Von da kam sie bald, besonders unter Ludwigs XIV. Regierung, an die übrigen europäischen Höfe. In Wien sah man die

ersten deutschen geschminkten Damen. Die russischen Damen verstanden schon vor dem Zaar Peter I. roth aufzulegen, sich die Augenbraunen zu zwicken, sie zu malen und sich künstliche zu verfertigen. Die europäische Damen auf den amerikanischen Inseln bedienen sich, um ihren von der Sonne zu sehr verbrannten Teint aufzufrischen, der ersten Rinde eines gewissen Baumes, den die Engländer Cusheco Cherry Tree nennen. Sie reiben sich damit das Gesicht, welches davon aufläuft und schwarz wird, bis die vom Saft der Rinde gefressene Haut, sich nach 5 oder 6 Tagen stückweise abblättert. Man bleibt dann noch ohngefähr 14 Tage im Zimmer, und bekommt nach Verlaufe dieser Zeit eine ganz neue, weiße und sehr zarte Haut. Die französischen Parfumeurs haben diese Rinde schon

bei Verfertigung einer Pomade benutzt. In China braucht man jährlich für 10 Millionen Thaler Bleiweiß und Zinnober, blos für die Mädchen, die in den kaiserlichen Pallästen dienen.

Die Beschreibung von den verschiedenen Arten, durch Schminke seine Reize zu erhöhen, die unter allen Völkern des Erdbodens, den rohen sowohl als den verfeinerten, herrschen, würde ein ganzes Buch anfüllen. Wollte man sich zur Vertheidigung dieses Gebrauchs auf das Alterthum und die Allgemeinheit desselben berufen, so könnte man viele ähnliche Sitten anführen, deren Misbrauch und Thorheit darum nicht im mindesten gerechtfertiget wird. Hat es jemals unter gesitteten, aufgeklärten und gebildeten Völkern Weiber gegeben, die sich schminkten, so waren diese ge-

wiß nicht die gesitteten. Eine Bemerkung, deren Richtigkeit genau eintrifft, und sich selbstenthalben bestätigt. Denjenigen Damen, die überzeugt sind, daß nur die Würde ihrer Seele sie abelt, daß sie schön im kunstlosen Schmucke, groß und erhaben im einfachsten Gewande erscheinen, muß es allerdings kränkend seyn, wenn sie, in Ansehung eines so elenden Firnisses, den despotischen Befehlen der Etiquette nachgeben müssen, und sie verdienen unser ganzes Mitleid! — Doch ich will hier nicht von der Thorheit *) der Schminke, sondern von ihren Bestandtheilen reden.

*) Wie viel sich die Frauenszimmer an körperlichen und geistigen Reizen durch das Schminken rauben, darüber bitte ich alle diejenigen, die verständigen Männern zu gefallen wünschen, dasjenige nachzulesen, was in dem Taschenbuche, Anmuth und Schönheit, 2te Auflage gesagt worden.

Die älteste Schminke war, wie oben bemerkt worden, die schwarze Spießglas-Schminke der Augen und Augenbraunen. Sie wurde nachher von der weissen und rothen verdrängt. Zur weissen gebrauchte man eine Kreideart von einer Insel des Archipelagus. Die rothe wurde zuerst von einer rothen Wurzel bereitet, in der Folge nahm man eine andere Mischung dazu, dessen Hauptbestandtheil der Schaum von heissem Purpursafte war. Jetzt sind ihre Hauptbestandtheile der Karmin, bekanntlich eine Bereitung aus der Cochenille und dem Talkstein, ein speckicht; talkartiger Stein, der sich von vorzüglicher Güte in dem venetianischen Gebiete findet; er wird sehr fein pulverisirt, mit roth versetzt und zur Schminke bereitet. Anstatt des Karmins aus Cochenille, bedient man sich auch

mehrentheils des Saflors, der in Ostindien und China einheimisch ist, und auch in Deutschland gepflanzt wird. Man bereitet daraus das sogenannte Rouge vegetal, oder Rouge d'Espagne. Der Saflor enthält einen gelben und rothen Farbestoff. Will man den letztern gewinnen, so muß der erste zuvor gänzlich ausgewaschen werden. Die Saflorblumen werden in einem leinenen Sacke getreten, bis das Wasser nicht mehr gelb wird. Alsdann wird er naß mit Potasche, oder Sode, oder Weinsfeinsatz bestreuet und damit durchgefnetet, nach einiger Zeit mit Wasser begossen und alsdann ausgedrückt, wodurch eine dunkelbraune Brühe erhalten wird. Aus dieser Brühe können die Farbetheile durch jede Säure niedergeschlagen werden, aber keine giebt eine so schöne Röthe, als ein reiner, klarer Zitronensaft.

Der Niederschlag wird von neuem geläutert, mit gepulvertem Talkstein vermischt, mit Zitronensaft oder Wasser zu einem Teige geknetet und so in Büchsen eingedrückt. Wenn ich, der aus reinem Blei und Zinnober, oder Vermillon, der aus Quecksilber und Schwefel durch die Kunst gewonnen wird, sind wohlfeilere, aber weit gefährlichere Bestandtheile der rothen Schminke. Die Zinnoberschminke ist weit schwerer, als die aus Karmin und Saflor, und fällt weder in Weingeist, noch einer Potaschen-Auflösung zu Boden, und verliert auch nicht seine Farbe. — Ehemals machte man weiße Schminke aus gebrannten und zu Pulver gestoßenen Perlen, unter dem Namen Blanc de perles; sie ist aber zu theuer, und wird jetzt aus andern Bestandtheilen, aus Bleiweiß, mit carne de ris, Mastix, Gummi &c. ge-

mischt. Wenn man Wismuth in Scheidewasser auflöst und dann Wasser zugießt, so fällt derselbe als ein glänzendes weißes Pulver zu Boden; dies ist das sogenannte Spanisch: Weiß oder Blanc d'Espagne, welches das gefährlichste Gift für Gesundheit und Schönheit ist.

Man hat zwar in den neuern Zeiten die Kunst, die rothe und weiße Schminke durch mancherlei Erfindungen zu verfeinern und zu bereichern, gesucht; man hat durch Wasser, durch Essig und durch Zubereitungen aus Wurzeln und Pflanzen, die Schminke von dem gerechten Vorwurf der Aerzte zu befreien sich bemüht, daß sie die Haut verderbe, runzlich mache, und oft die schrecklichsten Folgen für die Gesundheit habe; allein die Parfumeurs geben unter einem andern Namen und unter einer andern

Gestalt, immer dieselbe Sache, mit dem Unterschied, daß sie theils an sich mehr und weniger schädlich ist, theils schneller und langsamer, auf einer oder der andern Weise, ihre verheerenden Folgen zeigt.

Das Spinnen und das Spinnrad.

Unter den häuslichen Beschäftigungen des schönen Geschlechts, ist das Spinnen und Weben eine der ältesten. Einige glauben, man habe die Kunst, Garn zu spinnen und zu weben, der Spinne abgelernt; andere meinen, diese Erfindung komme von der Betrachtung der innern Haut gewisser Bäume her. Der Sage nach soll Naema, die Schwester des Tubalkain, das Spinnen erfunden haben. Merkwürdig ist es, daß fast alle Völker die Erfindung des Spinnens und Webens einem

Frauenzimmer zuschreiben. Die Egyptier geben die Isis, die Griechen die Pallas, die Lydier die Arachne, die Chineser die Gemalin ihres ersten Kaisers, Yao, die Peruaner die Mamavella, für die Erfinderin des Spinnens an. Das älteste Werkzeug zum Spinnen ist die Spindel. Homer erwähnt schon derselben. Die Mutter der Naufikoa spann mit der Spindel purpurne Wolle; auch schenkte die Alkandra der Helena einen goldnen Spinnrocken. Salamo gedenkt auch des Rockens und der Spindel. In Schlesien und andern Orten wird noch mit der Spindel gesponnen. Das gemeine Spinnrad mit Einer Spule, oder das Tretrad, soll im Jahre 1530 von Jürgens in Wattermüttel bei Braunschweig erfunden worden seyn. An dem Orte, wo er gewohnt hat, steht jetzt ein

Wirthshaus, welches das Spinnrad heißt. Es gab aber schon im 15ten Jahrhundert zu Nürnberg Rockenmacher und Haspelmacher. Auf dem gemeinen Spinnrad kann man zwar geschwinder spinnen als auf der Spindel, aber nicht so fein, weil man wegen der Schnelligkeit des Rades den Faden nicht ganz in seiner Gewalt hat. In Paris verfertigt man Spinnräder, mit denen zugleich eine Weife verbunden ist. Die Spule ist so eingerichtet, daß man den Faden gar nicht fortzuhängen braucht, weil er sich nicht ringelweise, sondern über die ganze Spule egal, erst vorwärts und dann rückwärts, aufwickelt. Während daß man die eine Spule vollspinnt, wird zugleich eine andere von selbst abgeweift, und sobald die Weife eine Zahl enthält, zeigt es

das Spinnrad durch einen besondern Ton an, den es von sich giebt.

Das Spinnrad mit doppelter Spule ist ein solches, woran man mit beiden Händen zwei Faden zugleich spinnen kann. Es heißt auch zweispuliges oder Doppelspinnrad. Der Erfinder desselben (1765) ist der Prediger Trefurt zu Niede im Hannövrishen. Der Herr Sekretär Schröder in Gotha hat ein neues doppeltes Spinnrad erfunden, welches sich seines natürlichen und simplen Mechanismus wegen, vor dem Trefurtschen empfiehlt, das Spinnen sehr erleichtert, und doppelten Ertrag giebt. Da das Spinnen seit einiger Zeit eine neue Modearbeit der Damen geworden ist, und man an dem Ruhme unserer alten Hausmütter Geschmack zu finden scheint, Kisten und Kasten mit Leinenzeug anzufüllen,

um bereinst die Kinder bei der Ausstattung gut versorgen zu können, so ist das Schrödersche Spinnrad vorzüglich zu empfehlen. Auch ist es eine Lust, Spinnerinnen am Doppelspinnrade zusehen, wie ihre Hände und Finger beschäftigt sind, wie ihre Hände bald zusammen herablaufen, bald vor einander vorbei fliehen, sich bald nähern, bald wieder entfernen, und solchergestalt ein ewiges Spiel treiben. Sind das nun schöne Hände, welch ein reizender Anblick für den Anbeter! Also auch darum, daß dieses Werkzeug außer seinen häuslichen Vortheilen ein so gutes Maintien und so vielen Reiz verschafft, ist das doppelte Spinnrad dem ganzen weiblichen Geschlechte zu empfehlen. Das Schrödersche Rad wird zwar in Gotha vorzüglich gut verfertigt, und kostet einen Laubthaler; indes finden sich fast in allen

großen Städten Exemplare davon, wornach sie jeder geschickte Drechsler herstellen kann.

Treffen vorzügliche Güte des Flachses und Geschicklichkeit der Spinnerinnen zusammen, so muß man über das zarte Gespinnste erstaunen, welches Menschenhände bereiten können. Die niederländischen und indischen Spinner behaupten bis jetzt den Rang über alle in der Welt.

Der Bürger Quatremere D'Isionval, Oberst im Dienste der batavischen Republik, hat eine Maschine erfunden, mittelst welcher Blinde Hanf spinnen können. Er hat sie so eingerichtet, daß auch Soldaten, die Arme und Beine verloren haben, daran zu arbeiten im Stande sind.

Die Leinwand.

Das gesponnene Garn wird entweder gewebt oder gewirnt. Wenn das Garn zur Kette auf Bobinen oder hölzerne Spuhlen, und das zum Einschlag auf Spuhlen von Schilfrohr aufgespuhlt ist, so wird die Kette ausgezogen und in zwei gleiche Theile abgesondert, welches in der Kunstsprache die Kettescheeren heißt. Diese bestreicht der Weber mit einem dünnen Mehlbrei, damit sich die Fäden nicht focken; zum gebleichten Garn nimmt man anstatt des Mehlbreies saure Milch. Diese Arbeit heißt schlichten. Ein einziger Blick in die Werkstatt eines Leinwebers giebt einen deutlichen Begriff von seiner Arbeit und von seinen Werkzeugen, als die beste und vollständigste Beschreibung; ich übergehe daher diese, und bitte alle Damen, die sich über

die Verfertigung ihres Lieblings : Fabrikats belehren wollen, durch die Anschauung in wenigen Minuten zu unterrichten.

Das Weben war in den ältesten Zeiten bei den Israeliten, Griechen und andern die Beschäftigung der Frauenzimmer. Penelope, Kalypso und Circe, webten auf dem Weberstuhl. Gehe heim, sagt Telemach beim Homer zu seiner Mutter, besorge deine Geschäfte, Spindel und Weberstuhl. Daß die alten Deutschen Leinwand verfertigen konnten, wissen wir aus dem Tacitus, denn ihre Frauen kleideten sich in Leinwand, die sie purpurfarben färbten. Der Weberstuhl war ursprünglich sehr einfach. Die Kette war senkrecht gespannt, und man webte stehend. Die Egyptier änderten dies zuerst ab, spannten den Faden horizontal und webten sitzend. Die In-

dianer haben noch den Weberstuhl von egyptischer Einfalt beibehalten, und weben, wiewohl mit unbeschreiblicher Langsamkeit, Zeuge von bewundernswürdiger Feinheit und Schönheit. Der Professor Merrem zu Duisburg hat 1790 eine Weber-Maschine erfunden, welche von Pferden oder Wasser getrieben, mehrere Weberstühle bewegt, mit der man alle Arten glatter Zeuge weben kann, und wobei nur wenige Menschen nöthig sind. Auch in Wien ist 1791 eine ähnliche Weber-Maschine erfunden worden, die durch Wasser oder eine andere Maschine getrieben wird, und alle Arten von Gespinnste so gut als immer eine menschliche Hand von selbst weben soll. Durch ein einziges Rad können 8 solcher Weberstühle in Bewegung gesetzt, und alle von Einer Person versehen werden.

Die Leinwand wird eingetheilt in:

1) Hausleinwand, welche die Stadt- und Landleute selbst machen lassen, aus Flachs, den sie selbst gezogen, und Garn, das sie selbst gesponnen haben, und die außer dem Bleichen weiter keine künstliche Appretur hat.

2) Kaufleinwand, welche die Fabrikanten und Leinwandhändler im Großen verfertigen zum Marktverkauf zubereiten und appretiren lassen.

3) Flächene Leinwand, die bloß aus flächsenem Garn gewebt wird.

4) Heeden, oder Bergleinwand, welche aus dem kurzen Berg, das aus dem Flachs ausgehechelt ist, und Heede oder Berg heißt, verfertigt wird.

5) Die hanfene Leinwand ist von Garn aus Hanf gesponnen, mehrentheils sehr

grob, doch giebt es auch solche, die der fläch-
 senen nichts nachgiebt, außer daß sie nie so
 weich wie diese wird. Sie wird besonders
 häufig in Polen verfertigt, und meistens zu
 Seegeltuch und Tauen verarbeitet.

6) Halbflächfene Leinwand, die
 halb aus flächsenem, halb aus hanfenem Garn
 besteht.

7) Rohe, (ungebleichte oder graue) ge-
 bleichte, halbgebleichte, weisgarnige
 Leinwand; letztere ist aus gebleichtem Garn
 gewebt.

8) Glatte Leinwand, die ohne Er-
 höhungen, Muster, Blumen und Streifen ist.

9) Gebildete oder gekieperte Lein-
 wand, von welcher der Damast und Zwi-
 lig die bekanntesten Arten sind. Der leinene
 Damast, (denn es giebt auch wollenen und

seidenen Damast) wird zu Tafelgedecken ge-
 braucht. Das Wesentliche desselben besteht
 darin, daß durch den veränderten Gang der
 Kettenfäden, allerlei Blumen und Bilder auf
 einem glatten Grunde gewebt werden. Dies
 geschieht vermittelst des Zuges, daher es ge-
 zogene Arbeit heißt. Der Damastweber macht
 auch auf seinem Stuhl Doppelleinwand,
 die auf jeder Seite eine andere Farbe hat,
 jetzt aber nicht mehr üblich ist. Der Zwillig
 wird auf ähnliche Art, wie der Damast
 gefertigt, nur daß die Umrisse der Figuren
 in demselben alle rechtwinklig (gradelinigt),
 bei dem Damast aber in schiefen Winkeln
 (Krummlinigt) sind; ferner macht bei dem
 Damast die Kette, bei dem Zwillig der Eins-
 schlag das Gebilde. Auch bringt man die
 Figuren in dem Zwillig durch das Treten mit
 dem

den Fußhemeln hervor, und wird also im Gegensatz des Damast's Fußarbeit genannt. Er dient ebenfalls zu Tafelzeug. Es giebt auch gestreiften Zwillich, wo der Kieper, anstatt eckige Figuren zu bilden, der Länge nach hinunterläuft, und dann heißt er Drell oder Drellig. Die feinsten Sorten geben den Bettzwillich, die groben braucht man zu Säcken, Bauerfitteln &c.

10) Steifleinwand, Schetter, Futterleinwand, ist diejenige Leinwand, der man, mit Gummi oder Leim getränkt, einen gewissen Grad von Steifheit ertheilt. Sie ist von verschiedener Feinheit und von allen Farben, und wird unter andern von den Schneidern unter die Knopflöcher und Knöpfe gelegt. Die feinere (Glanzleinwand) wird

gefärbt, gerollt, mit weisser Stärke gesteift,
und auf dem Glättische geglättet.

Nach der Art, wie die Leinwand verkauft
zu werden pflegt, wird dieselbe eingetheilt in
Bällchen oder Ballenleinwand, von 15,
20, 30 Ellen; Schockleinwand, zu 60
Ellen das Stück; Webeleinwand, nach
der Webe, 72 Ellen lang; Kollleinwand,
in großen Rollen, zu 100 Ellen das Stück,
wie besonders die westphälische; Korblein-
wand, welche in Körben verpackt und ver-
sandt wird, z. B. die Herforder; Nestlein-
wand, die übrig bleibenden Reste von der auß-
geschnittenen Leinwand.

Nach den Ländern oder Städten, wo die
Leinwand gemacht wird, bekommt sie eben-
falls verschiedene Namen, z. B. die Greifenber-
ger, Bielefelder &c. Die holländische,

schlesische und westphälische ist die geschätzteste von allen.

Das Garn zur schlesischen Leinwand wird, wie schon oben bemerkt worden, meistens auf der Spindel, das zur andern aber auf dem Rad gesponnen. Das letztere Werkzeug giebt einen festern, rundern und gleichern Faden. Aber eben die entgegengesetzten Eigenschaften der Waare, das Weiche und Geschmeidige, macht den Werth der schlesischen Leinwand aus. Diese kommt dadurch dem Baumwollen-Gewebe näher, braucht weniger Zeit zum Abbleichen, und ist dünner, mithin tauglicher zum Drucken und Färben. Man befindet sie auch, ungeachtet ihrer wenigen Dichtigkeit, dauerhafter als die französische und andere. Die schlesische trägt sich ab, hingegen die andere bricht; denn der schlesische

Flachs ist seidenhafter, als vieler andere, und dann macht die Spindel einen hohlern Faden als das Rad.

Unter die Handlungsgeheimnisse, die nur Eingeweihten bekannt werden, gehört die schlesische Schleiermanufaktur, die in der Gegend um Hirschberg schon über 200 Jahre einheimisch ist. Es giebt zwei Hauptgattungen Schleier: dicke (dicke) und dünne (klare). Die dicken Schleier unterscheiden sich von der Leinwand bloß durch die Feinheit und durch die Appretur. Die dünnen Schleier sind ein lockeres und zartes Gewebe. Die Kette hat bei gleicher Breite mit der Leinwand weniger Faden, und der Einschlag ist lockerer. Streifen und Blumen werden bei den Grundfarben vom baumwollenen

Garn eingetragen, oder auch schon bei der Kette aufgezogen.

Das schlesische Gebirge hat von Natur zur Leinwandbereitung die vortheilhafteste Lage. Es hat wenig Ackerbau, desto mehr Waldung und schönes klares Wasser zum Bleichen. Alle Dörfer sind mit Weber angefüllt, und an den Wochenmärkten wimmelt es in den Städten Hirschberg, Landsbut, Greifenberg, Waldenburg 2c. von Leinwebern, die ihre rohen Gewebe zum Verkauf bringen. Man kann kein einfacheres und zugleich lebhafteres Verkehr sehen. Der Kaufmann sitzt vor seiner Thüre auf einem etwas hohen Stuhl. Der Weber drängt sich hinzu, ihm sein Stück Leinwand zu überreichen; jener übersieht es mit einem Blick; drei Worte und ein Handschlag machen den Kauf. Der Kaufmann

schreibt im Augenblick mit Kreide oder einem Bleistift den bedungenen Preis auf der Mantel des Stücks. Der Weber geht damit nach dem Komtor, giebt die Waare da ab, und empfängt die Zahlung.

Die holländische Leinwand ist die glatteste, dichteste, und ohngeachtet ihrer Festigkeit, dennoch die feinste unter allen europäischen Leinwänden; man hat sie so fein, daß die Elle mit 12 holl. Gulden bezahlt wird. Jedoch ist bei weitem nicht alle die Leinwand, die für holländische verkauft wird, wirklich in Holland gewebt, noch viel weniger, wenn sie auch dort gewebt ist, aus dort gesponnenem Garn gemacht. Es giebt holländische Leinwand, deren Aufzug oder Kette aus holländischem Garn, deren Einschlag aber von schleischem, böhmischem oder deutschem Garn ist;

eine andere Sorte holländ. Leinwand ist zwar in Holland von deutschem Garn gewebt, und noch eine andere Sorte haben die Holländer roh von den Schlesiern und andern eingekauft und nach ihrer Art zugerichtet und gebleicht. Die Hauptsache bei dem Bleichen besteht darin, daß man das harzige Wesen, welches die graugelbliche Farbe der Leinwand verursacht, herausbringe, und den Fasern ihre ursprüngliche Weisse gebe. Das beste Auflösungsmittel der Harze ist das Laugensalz; weil das Harz aber in dem Innersten der Fasern sitzt, und diese durch das Spinnen und Weben dichter geworden sind, so muß man durch allerlei Handgriffe dem Laugensalze den Zugang eröffnen, daß es überall eindringen kann. Die Feuchtigkeit und die Sonne bewirken sodann die vollkommenste Reinigung. Die

ganze Behandlung des Bleichers geht also dahin, daß die Fasern der Leinwand aufgelockert werden, und das Laugensalz dieselben recht durchdringe; das übrige thut die Luft und die Sonne. Die berühmtesten Leinwandbleichen sind bis jetzt die irländischen, westphälischen und holländischen, besonders die letztern. Wenn man das beste in seiner Art kennt, so kann man leicht das schlechtere machen, und also wollen wir vor andern die holländische Methode, feine Leinwand zu bleichen, beschreiben, wenn sie auch für unsere gewöhnliche Hausleinwand zu umständlich oder zu kostbar seyn sollte.

Zuerst wird die Leinwand eingeweicht. Man sichtet sie zu dem Ende in ein großes Faß, schüttet halb Lauge und halb Wasser darauf, oder noch besser, warmes, mit Rog-

gernehl vermischtes Wasser, so daß alles vollkommen bedeckt ist. Sechs bis zwölf Stunden nachher fängt es an zu gähren und zu schäumen. Die Leinwand schwillt auf, und man muß sie mit einem Deckel niederhalten. Nach 36 bis 48 Stunden sinkt der Schaum zu Boden, und noch ehe dies geschieht, nimmt man die Leinwand heraus. Hierauf walzt man sie entweder in einer Walkmühle oder blos durch Klopfen und Stampfen, damit die durch die Gährung aufgelöseten Unreinigkeiten heraus gebracht werden. Nach dem Walken trocknet man sie auf der Bleiche, schichtet sie dann wieder in ein Faß und gießt die eigentliche Lauge darauf, welche aus Weinsteinasche oder aus Potasche und Sodasalz gemacht wird. Man löst von beiden gleich viel in warmes Wasser auf, und wenn sich alles gesetzt hat,

Klärt man die Lauge oben ab. Zugleich läßt man schwarze Seife in heißem Wasser zergehen, gießt den zwanzigsten Theil davon zu jener Lauge hinzu, und läßt es ein wenig mit einander kochen. Diese Lauge schüttet man lauwarm in das Faß auf die Leinwand, tritt sie mit Füßen, worüber man reine Holzschuhe gezogen hat, und läßt sie dann einige Zeit weichen. Wenn die Lauge kalt geworden ist, zapft man sie ab, wärmt sie, gießt sie wieder auf, und fährt damit 6 bis 7 Stunden fort. Zuletzt bleibt alles 3 bis 4 Stunden wieder stehen, worauf die Lauge wieder abgezapft wird. Diese Arbeit heißt Bauchen. Den folgenden Morgen bringt man die Leinwand auf die Bleiche und begießt sie, wenn die Sonne scheint, 6 Stunden unaufhörlich, nachher aber, so oft sie trocken wird; des Nachts gar nicht.

Den andern Morgen begießt man sie noch ein paarmal, und schichtet sie dann wieder in das Faß. So fährt man wechselsweise fort, indem man einen Tag baucht, und den andern bleicht; nach 4 bis 5 Wochen ist sie fertig. Die letzte Zeit macht man die Lauge etwas schwächer. Endlich schüttet man Buttermilch oder saure Milch, mit einem Drittel Wasser vermischt, in das Faß, soviel hinreichend ist, eine Lage zu bedecken, und tritt sie mit bloßen Füßen; hierauf wieder Buttermilch und wieder eine Lage Leinwand, und so fährt man unter beständigem Treten fort, bis das Faß voll ist, welches mit einem durchlöcherten Deckel beschwert wird. Bald darauf entsteht eine Gährung, die man 5 bis 6 Tage dauern läßt. Nun spült man sie im fließenden Wasser ab, wäscht sie noch in Seifenwasser,

legt sie wieder auf die Bleiche, begießt sie einigemal, trocknet sie dann, und zieht sie durch blaue Stärke. Alle diese mühsame Arbeit scheuet der unverdroßne Holländer nicht, um seiner Leinwand den ersten Rang zu verschaffen. —

Seit ungefähr 15 Jahren hat man eine neue, sogenannte chemische Geschwindbleiche entdeckt. Wir verdanken dieselbe eigentlich den französischen Chemikern. Scheele fand, daß die gemeine Salzsäure, wenn sie ihres brennbaren Wesens beraubt wird, viele Farben zerstöre. Bertholet schlug daher die übersaure Salzsäure zuerst zum Bleichen der Leinwand vor. Was die Theorie dieser Scheidekünster lehrte, war zwar schon längst jedem Färber bekannt, nämlich, daß, vermittelst der Dämpfe von brennendem Schwefel,

die Weiße der seidenen und wollenen Stoffe
 bis aufs Höchste getrieben werden könne;
 man benutzte diese Wirkung in allen Manu-
 fakturen, aber noch fiel es Niemanden ein,
 diese Erfahrung weiter zu verfolgen. Die
 Versuche mit dieser chemischen Bleiche wur-
 den zuerst im Großen in Frankreich, Irland,
 Flandern, Dänemark und der Schweiz ge-
 macht, und im Kleinen hie und da in Deutsch-
 land. Der Komertzien Rath Waldkirch,
 und besonders der Kaufmann Adolph in
 Schmiedeberg, waren die ersten, welche die
 Geschwindbleichen in Schlesien im Großen mit
 glücklichem Erfolge versuchten. Im J. 1798
 gelang es letzterem, den geschickten Chemiker
 Nöfeler aus dem Hildesheimischen zu enga-
 giren, und nachdem die dazu erforderlichen
 Instrumente beschaffen worden waren,

Gebäude aufgeführt worden, dieses Bleichen im Großen zu betreiben.

Die chemische Verfahrungsart besteht darin, daß man eine aus Braunstein und gemelner Salzsäure entwickelte, dephlogistisirte oder übersaure Salzsäure, mit 4 bis 6 Theile Wasser, durch Schütteln vereinigt, und dann die Zeuge, nachdem sie vorher 2 bis 3 Tage im Wasser eingeweicht worden, ausspült, und sie 3 Stunden mit einer alkalischen Lauge kochen läßt, sie wieder spült, mit einer schwächern alkalischen Lauge kocht, dann wieder spült, sie in mit übersaurer Salzsäure angeschwängertes Wasser (Bleichwasser) taugt, und sie wieder heraus zieht. Mit diesem wechselseitigen Eintauchen fährt man so lange fort, bis das Bleichwasser seinen eigenthümlichen Geruch beinahe ganz verloren hat; sobald man

dieses bemerkt, nimmt man frisches Bleichwasser und fährt mit dem wechselseitigen Eintauchen und Herausziehen so lange fort, bis auch dieses entkräftet ist; nun nimmt man wieder frisches, und wiederholt dieses so oft, bis das Bleichwasser, trotz des wiederholten Eintauchens, seinen Geruch nicht mehr verliert. Diese Arbeit kann zwei bis drei Stunden dauern. Nach Beendigung derselben kocht man die Waare drei Stunden lang mit einer alkalischen Lauge, die nicht so stark als die erste, jedoch stärker als die zweite ist. Auf eben diese Weise wird die Arbeit mit leinenen Zeugen drei bis viermal, mit baumwollenen aber nur zweimal wiederholt. Auch ist die zur Leinwand gebrauchte Lauge zur Baumwolle gut genug. Zuletzt legt man sie drei Tage auf den Plan. Nach dieser Methode kann

man zu jeder Jahreszeit und bei jeder Witterung, in einem Tage, Zeuge ohne alle Sonne eben so weiß bleichen, als wenn man sie wochenlang auf der Bleiche liegen läßt. Die übrigen wesentlichen Vortheile bestehen darin, daß man bei der gewöhnlichen Bleichmethode in Schlesien, zu 100 Schock Leinwand 3 bis 4 Klafter Holz, bei der neuen hingegen nur 1 Klafter auf 100 Schock nöthig hat; bei dieser gebraucht man ungleich weniger Potasche, und die Leinwand wird nicht auf Kosten der Substanz gebleicht; man kann in einer Woche so viel fertig machen, als bei der alten in mehreren Monaten, und das Bleicherlohn kommt nicht so hoch zu stehen.

Die allerfeinste Art von Leinwand ist der *Batist*, nach dem Namen ihres ersten Verfertigers

fertigers

fertigers, Baptiste, so genannt. Dieses ganz dicke und weisse Gewebe, wird in den Provinzen Cambressis, Hennegau, Artois und besonders in der Picardie, aus dem schönsten französischen Flachse gemacht, der mit besonderer Sorgfalt dazu gebauet wird. Der Weberstuhl muß in einem feuchten, aber sehr hellen Keller stehen, weil in einem trocknen Zimmer die Faden oft zerreißen würden. Er unterscheidet sich von dem Kammertuche durch seine größere Dichtigkeit. Dieses ist klärer und zarter als jener, und wurde ehemals allein in der niederländischen Stadt Kammerich (Kambray), wovon es auch seinen Namen hat, verfertigt. Jetzt macht man es ebenfalls in der Picardie, auf dieselbe Weise wie den Batist. Ein Stück Kammertuch von 22 Ellen, wiegt nur 12 bis 16 Loth. Man hat

dessen dreierlei Arten, Batiste, wovon man die stärkste oder gröbste Art, holländische Batiste nennt, weil sie der holländischen Leinwand sehr ähnlich kommt. Diese wird fast alle zu Valenciennes oder dort herum verfertigt, und besteht aus Stücken von 12 bis 15 Ellen lang. Die beiden klaren Arten hingegen werden in Cambresis, Artois und der Picardie gemacht, und die klarste in halben Stücken von sechs bis sieben Ellen zusammengelegt. Doch haben die Unterkäufer die Gewohnheit, daß sie alle Stücke, so lang sie auch von den Webern verfertigt seyn mögen, nur von 12 Ellen machen, und diese noch einmal von einander schneiden. Ist der Ueberbleibsel gerade zwei Ellen oder mehr, so nennt man es Nestchen und verkauft es so in Stückchen. Ist es aber weniger, so reihet man verschiedene an den

Zipfeln zusammen, und mißt sie nach der Elle ab. Alle Batiste sind fünf und eine halbe Viertel elle breit, und man hat schlechten, gestreiften und gesprengten Batist. Er wird in viereckigten Päckchen gepackt, mit glatttem blauem Papiere umschlagen, und mit Bindfäden zusammen gebunden. Ein jedes solches Päckchen besteht aus einem ganzen Stücke, oder aus zweien zusammengelegten Halbstücken, deren jedes doch seinen eigenen Umschlag hat. Die Nestchen und Stückchen werden eben so eingepackt, und alles zusammen in eigene, dazu verfertigte Kisten von weissem Holze gelegt, und so verschickt. Auch St. Quentin liefert feine Batiste von allerlei Güte und Preisen, die unter dem Namen Coupons bekannt sind, und in Drittelsstücken verkauft werden. In zwei französischen Städten der

österreichischen Niederlande werden ebenfalls eine Menge der schönsten Batiste gemacht, als zu Nivelles, Courtray, Meenen &c.; auch in Deutschland *) jetzt an verschiedenen Orten; doch haben die französischen und niederländischen den Vorzug.

Die ostindischen Batiste oder Bastas, die besonders auf der duffseitigen Halbinsel verfertigt werden, unterscheiden sich von den europäischen darin, daß viele feine Gold- und Silberfäden an beiden Enden des Stücks durchgezogen sind, imgleichen, daß an dem ersten Blatte eines jeden Stücks die arabische Blume von geschlungenem Golde ausgedruckt

*) Die schlesischen Batiste sind die allerfeinste Art von dem sogenannten dichten Schleier (Escopilles). Wahrscheinlich verfertigte man anfänglich diese Art Leinwand zur Kopfhülle der Nonnen, und nannte sie daher Schleier.

wird. Der indische Batist ist weit feiner, dichter und weisser als der europäische. Die Faden dazu sind so fein, daß selbst den Zwirn, der daraus gemacht wird, kaum das Auge bemerken kann. Für 2 Loth von diesem Zwirn mußte der Reisebeschreiber Tavernier, der ihn der Seltenheit wegen kaufte, 160 Thaler auf der Stelle bezahlen. Sie sind gemeinlich anderthalb Ellen breit und bis 20 Ellen lang.

Linon ist noch feiner, zarter und klarer als Batist und Kammertuch. Er wird gleichfalls an den vorgeannten Orten von vorzüglicher Güte verfertigt. Man hat glatte, gestreifte und geblümte Linons. Linon wird jetzt auch in der Schweiz und in Schlessien, welcher letztere nichts weiter als eine dünne Gattung von Schleier ist, verfertigt.

nen, was manne se paper Schleier.

Der Zwirn.

Unter dem feinen Zwirn ist der schlesische, holländische und niederländische am meisten geschätzt und in der Handlung bekannt. Von dem deutschen ist insonderheit der schlesische weiße Zwirn berühmt, womit vorzüglich in Meisse ein großer Handel nach Polen und Ungarn getrieben wird. Man hat davon groben oder starken, mittlern und feinen, die nach Stücken verkauft werden, welche nur eine Strehne halten. Der sächsische Zwirn ist auch sehr gut, denselben liefert die Stadt Grimma in großer Menge nicht nur nach Leipzig, sondern schicket auch vielen nach Holland, in das Reich und bis nach Italien. So sind auch in dem Dorfe Lampertswalde in dem Amte Großenhann viele Zwirnmacher, deren Zwirn man jezo dem

grimmischen fast vorzieht. Nicht weniger ist der gebirgische Zwirn als ein schöner Zwirn bekannt, vorzüglich lobet man den laubegaster wegen der Festigkeit seines Fadens. Gleichfalls verfertigt man in Krain zu Bischofsack einen feinen weissen Zwirn, wor mit ein starker Vertrieb in andere Länder geschieht. Es kommt aber doch keiner dem holländischen an Feinheit gleich, welcher zwar meistens aus schlesischem und westphälischem Garne gemacht wird; aber doch von den Holländern eine ganz andere Zubereitung erhält, als man ihm in dem Lande zu geben weiß, wo es gesponnen ist. Sie wissen den Zwirn nicht nur derber und dichter zu drehen, sondern auch dem allerfeinsten einen durchaus gleichen Faden zu geben, und ihn überdies auf eine ganz besondere Art schneeweis zu

bleichen. Darauf sortiren sie ihn in gewisse
 Strehnen, Weben, Nummern und legen solche
 zu ganzen, halben und viertel Pfunden, kurz
 und fest eingepackt, in dunkelbau Papier, auf
 welchem sie ihn außen durch eine gewisse
 Nummer, als die gröbste Art Nro. 21 bis
 Nro. 62, mit weisser Tinte bezeichnen. Diese
 Päckchen verschicken sie dann, von der unter-
 sten Nummer an bis zu der höchsten, in das
 zu bereite große oder kleine Packfässer fest
 eingeschlagen und wohlverwahrt nach Ham-
 burg, Leipzig und Frankfurt am Main, von
 da dieser Zwirn weiter nach den Orten ver-
 sandt wird, wo man ihn zu Spitzen und auf
 andere Art verarbeitet. Eben so verfährt
 man auch in den übrigen Niederlanden, aus
 welchen noch folgende Arten Zwirn kommen:
 als der Mecheler, welcher der schönste und

feinste unter allen Arten, und worunter eini-
ger so zart ist, daß man den Faden kaum ses-
hen kann; daher er auch zu den feinsten
Spitzen dient. Man nennet ihn von Mecheln,
dem Orte, wo man am ersten angefangen hat,
ihn zu spinnen und die ersten Spitzen daraus
zu machen; jetzt wird er auch an andern Or-
ten nachgemacht und jeder superfeine Zwirn
so genannt. Die Strehnen desselben sind von
keiner bestimmten oder festgesetzten Anzahl Ges-
pinde, sondern nach der Willkühr der Arbei-
ter mehr oder weniger, damit dessen Vertrieb
im Einzelnen dadurch desto bequemer gemacht
werde. Man verkauft ihn auch im Großen
nach dem Pfunde, und zwar den schlechtesten
ungefähr für einen Dukaten, welches hernach
bis zu funfzig und mehr Dukaten das Pfund
hinaufsteigt. Doch wird er auch nach der

unze und dem Quentchen, ja zuweilen nur strehnenweise vereinzelt. Der Antwerpner Zwirn, welcher ebenfalls zum Spitzenmachen dienet, wiewohl er nicht völlig so fein, noch von solcher Güte wie der vorige ist, wird doch eben so verkauft. Der Nysseler, welcher in Paris Espinoyer Zwirn, Fil d'Espinoy, und von den übrigen Franzosen bon Ouvrier genannt wird, steigt auch an Feinheit, indem er von Nro. 14, welcher der gröbste, bis zu Nro. 300, welcher der feinste ist, zunimmt. Jedoch steigen diese Nummern nur von zweien zu zweien, als Nro. 14, Nro. 16, Nro. 18, u. s. w. bis 300. Der Klosterzwirn, welcher einer von den feinsten Sorten ist, wird in Brabant, besonders in Nyssel, gemacht. In Berlin wird er jetzt häufig nachgemacht. Den Handschuhmacher - Zwirn, welcher ein

ziemlich feiner Zwirn ist, aber zum Handschuh-
machen diener, hat man von unterschiedlicher
Dicke, und verkaufet ihn nach dem Pfunde.
Ordentlich hat er nicht mehr als sechszehn Ge-
binde. Der Doppelzwirn, welchen man
auch Flandrischen Zwirn nennet, ist dicker als
der vorige, jedoch hat er einerteil Gebrauch
mit ihm, wiewohl er kaum die Hälfte von
dessen Gebinden, und deren selten über sieben
hat. Endlich der Zwirn zum Zeichnen,
welcher schön blau ist, und schon so gefärbt
von Kassel kömmt. Einige machen ihn eben-
falls von sieben, andere aber nur von vier
Gebinden. Man kaufet ihn in Paketen zu
zwölf Dukenden ein, und verkaufet ihn her-
nach wieder Dukendweise oder nach den Stroh-
nen. Zu Lunden, im Schleswigschen, wird
ein vortreflicher Zwirn gemacht, der die Güte

des von Kyffel und Mecheln erreicht. In Frankreich ist der Bretagner Zwirn am meisten geschätzt. Er kömmt meistentheils von Rennes, entweder weiß, oder gefärbt. Man hat ihn von allerhand Farbe und mancherlei Feine, braucht ihn aber hauptsächlich nur zur Näharbeit. Er wird nach Pfunden verkauft, und in Paketen von vier Pfunden verschickt. Jedes derselben ist wiederum in vier andere Päckchen, eines von einem Pfunde, abgetheilt, welche Botten heißen. Diese Botten enthalten 32 bis 33 Strehnen, wovon eine also ungefähr eine halbe Unze wiegt. Es kömmt aber davon nicht viel nach Deutschland. In der westphälischen Grafschaft Rittberg hat man die feine Spinnererei in neuern Zeiten un-
gemein weit getrieben, und es wird auch da ein schöner feiner Zwirn gemacht, der häufig

verlandt wird. So macht man auch in Hamburg, Dresden, Schwabach und andern Orten in Deutschland eine Menge Zwirn von allen Arten, insonderheit zum Nähen, Steppen und Stricken, und verschickt ihn häufig in andere Gegenden von Deutschland, nach der Ostsee, Polen &c.

Die Nadeln.

Die jetzigen metallenen Stecknadeln sind zwar eine neuere Erfindung; indessen finden sich doch auch alte Spuren von einer Art Nadeln, die wenigstens die Stelle der jetzigen Stecknadeln vertreten haben. Zur Zeit des trojanischen Kriegs hatten die Damen schon goldene Nadeln. Uebrigens bediente man sich anstatt der Stecknadeln mehr der Bänder, der Schnürbänder und Schnürlöcher; der Hacken

und Deseu, der Hefte und Schlingen, der
 Stiftchen von Holz, Silber und Gold. Die
 alten deutschen Frauen gebrauchten Dornen,
 dann Hefte; andere Völker, und noch jetzt die
 rohen Nationen, die Südsee, Insulaner,
 glatt und spitzgeschabten Fischgräten. Die Al-
 ten waren also von der Erfindung unserer Na-
 deln nur wenig Schritte entfernt. Soviele wir
 mit Zuverlässigkeit wissen, gab es in Nürn-
 berg im J. 1370 Nadler, und in Augspurg
 1406. In England wurden die ersten metalle-
 nen Stecknadeln 1543 gemacht.

Die Nadelfabriken theilen sich in die
 Ausschneider, welche Stecknadeln, und in
 die Einschläger, welche Nähadeln ver-
 fertigen.

Zu den Stecknadeln wird Eisen- und
 gewöhnlich Messingdrath genommen. Steck-

nadeln von Eisenrath waren sonst in Frankreich durch Parlamentschlüsse verboten. Man verzinnt sie theils des bessern Ansehens wegen, theils wegen des übeln Geruchs des Messings und des Ansehens des Grünspans oder Koffs. In der ehemaligen Normandie und auch in einigen deutschen Fabriken geschieht dieses Verzinnen auf eine nachtheilige Art, man nimmt nämlich oft schlechtes Zinn, Blei und Quecksilber dazu. Die Folge ist, daß Stiche von solchen verzinneten Nadeln leicht schwören und schwer heilen. In guten Fabriken hingegen, und in England, bedient man sich des feinsten englischen Zinns, mit Beimischung von etwas Salmiak. In England versilbert man oft die Nadeln, was sie noch weit schöner und dauerhafter, und doch nicht viel theurer macht; denn ein wenig Silber reicht schon

hin, ein Stück Drath von ungeheurer Größe zu überziehen. Die Nadelmacher erhalten den Drath aus den Messingfabriken in Rollen, wo er aber gemeinlich noch etwas Schmutz und grünen Anschlag mitbringt. Um ihm davon zu reinigen, kocht man ihn in Wasser und Weinstein, und trocknet ihn an der Luft. Hierauf wird er erst gerichtet oder grade gemacht, weil er auf den Rollen gekrümmt war. Sodann schneidet man ihn in Stücken, welche noch einmal so lang sind als die Nadeln seyn sollen, die man daraus machen will. Diesen zerstückten Drath, den man Schäfte nennt, schleift man an beiden Enden spitz, schneidet ihn in der Mitte durch, und nun sind die Nadeln bis auf den Kopf fertig. Die Nadeln mit Köpfen zu versehen, ist das Künstlichste bei der Arbeit.

Der

Der Drath wird auf einem besondern Rade
 schneckenförmig gewunden und dann zerschnitt-
 ten, wozu aber eine große Übung gehört,
 weil ein Knopf nicht mehr und nicht weniger
 als zwei Umgänge oder Bindungen haben darf.
 Die Befestigung der Knöpfe auf den Schäfte
 ten geschieht vermittelst einer Maschine, wel-
 che die Wippe heißt. Nun werden die
 fertigen Nadeln nochmals in Wasser und
 Weinstein gereinigt und auch wohl verzinnt.
 Zu dem Ende legt man sie zwischen Zinnplatt-
 en in Kessel, thut weißen Weinstein hinzu,
 gießt Wasser darauf und kocht sie ungefähr 5
 Stunden lang. Der Weinstein löset das Zinn
 auf, welches sich dann an die Nadeln setzt
 und sie verzinnt. Endlich werden sie noch mit
 Kleie in einem Fäßchen herumgedreht und

Handwritten text at the bottom of the page, possibly a signature or reference.

polirt, auf Papier gestochen und in Briefe gepackt.

Die Verfertigung der Stecknadeln wird an vielen Orten fabrikmäßig, d. h. von mehreren Personen zugleich, getrieben. Der Anblick, wie die Industrie der Arbeiter Manipulationen erfunden hat, welche Kürze und Einfachheit mit Geschwindigkeit in einem hohen Grade verbinden, ist überraschend und Bewunderung erregend. In eines Tages Frist kann Drath zu 120,000 Nadeln zugerichtet; 72,000 Nadeln können gespitzt; 190,000 vom Nadelmacher zugeschnitten; 8 bis 9000 Köpfe verfertigt, und 36,000 auf die Briefe gesteckt werden. Und eine jede Nadel muß, von der Zerschneidung des Draths an, bis zur Einpapierung zum Versenden, 66 bis 70 Mal durch die Hand gehen.

Die Güte der Stecknadeln besteht in der Härte oder Steifigkeit des Stifts, in der Weiße der Verzinnung und der Glätte und Festigkeit des Kopfs und der Feinheit der Spitze. Letztere muß beim Anfühlen recht glatt seyn, daß man beim darüber Hinfahren mit dem Finger nicht die geringste Ungleichheit oder Höcker spürt. Die schönsten Nadeln sind unstreitig die Englischen, welche an Güte und Verzinnung alle andere übertreffen. Auf diese folgen die Karlsbader, die besonders ihre Güte und Schönheit dem Kreseliger Drath verdanken, aus welchem sie verfertigt sind. In Frankreich werden die Nadeln aus der Normandie, und sonderlich die zu L'aigle verfertigten, imgleichen die von Bourdeaux, am meisten geschätzt; die Steckna-

in so klein die Hand geben.

keln, welche man zu Paris verkauft, kommen fast alle aus der Fabrik zu L'aigle.

Die Stecknadeln unterscheidet man nach ihrer Größe durch Nummern. Nos. 3, 4, 5, sind die kleinsten; dann zählt man bis 14; von 14 an überspringt man immer eine Zahl, und zählt 16, 18, 20, welches die größten bekannten Stecknadeln sind. Die französischen Nadeln verkauft man in Paketen, jedes Paket in 6 Briefen, jeder Brief zu 1000 Nadeln. Jeder Brief oder jedes Tausend ist in der Mitte durch einen großen Zwischenraum wieder in zwei Hälften oder halbe Tausende gesondert. Das halbe Tausend hat verschiedene Reihen, zuweilen von 40 bis 50 Stecknadeln. Zuweilen sind die Reihen in Hälften von 25 und 20 Stück getheilt. Da die Eng-

schleppu dan equat mis nichow isd n116

länder die Reihen ihrer Nadelbriefe nur mit 40 oder 20 Nadeln bestecken, so thun dieses die Franzosen ihnen nach, um ihre Nadeln für englische zu verkaufen. In Deutschland weichen die Nadelbriefe nach den verschiedenen Briefen von einander ab. Manche haben 8 Reihen, jede zu 24 Stück, mithin 192 Nadeln auf den Brief; wieder andere haben 32 Stück, und 320 Nadeln auf den Brief, oder 20 halbe Reihen zu 16 Stück und 320 auf den Brief.

Die schwarzen Nadeln, die man sonst zur Trauer verfertigte, als die Mode noch wollte, vom Kopf bis zu den Füßen schwarz zu seyn, wurden mit Terpentindöl oder Leindöl oder einem schwarzen Firniß gefärbt. Jetzt thut man dieses nur noch bei den Haarnadeln, bei welchen eine rauhe und ungleiche

Oberfläche ein eben so großes Verdienst ist, als das Gegentheil für eine Schönheit bei den Stecknadeln gilt, indem erstere dadurch mehr Haltung in den Haaren bekommen. Die Haarnadeln sind von Eisendrath.

Die Nähnadeln werden ebenfalls von Eisendrath verfertigt. Die Verfertigung derselben gehört aber zu den Fabrikgeheimnissen. Bekannt ist jedoch, daß dazu eine Mischung von Eisen und Stahl genommen wird, und daß in der Zusammensetzung dieser beiden Materien, und in der darauf folgenden Erweichung des Stahls, hauptsächlich die Kunst besteht, den Nadeln eine solche Beschaffenheit zu geben, daß sie bei dem Gebrauche weder zu weich noch zu hart sind, das heißt, daß sie weder biegen noch brechen. Deutschland hat den Ruhm, daß zu Achen

und Schwabach die besten Nähadeln in Europa verfertigt werden.

Bei der Verfertigung der Nähadeln wird der Drath zuerst mit dem Kerbeisen nach den Nummern A B C ausgekerbt, und auf die erste Sorte aufgemacht, nach der rechten Hand zu mit einem Modell zugeschnitten, und dieser geschnittene Drath Schachten genannt. Diese Schachten werden erst in einen Ring gethan, im Feuer glühend gemacht und Feuerroth gerippelt; alsdann werden sie tausendweise gezählt, auf der Schleifmühle oben und unten Spitzen daran geschliffen, und in der Mitte durchgeschnitten, geklopft, oder oben und unten etwas breit geschlagen, worauf sie wieder in einen Ring gethan, und im Feuer glühend gemacht werden. Wenn sie alsdann auf einem Einschlagstock eingeschlagen,

mit dem Meißel und Hammer ausgehakt, mit der Säge geweist, und mit dem Bohrmeißel gebohrt sind, werden sie abermals in einen Ring gethan, aus dem Feuer glühend gerippelt und ins Leinöl eingeölt, hierauf kommen sie in ein Stößbret, auf welchem sie zusammengestoßen, auf ein Bret gelegt, und mit Härte, das ist mit Ochsenklauen und Eierschaalen, bestreuet, und in einen Scherben oder viereckigten Kasten gethan werden, der mit Thon umschlagen und verstrichen ist; dieser wird in ein Kohlenfeuer so lange gesetzt, bis er weißglühend ist, und alsdann in einen Kübel mit Wasser gethan. Die Nadeln werden nunmehr bei dem Feuer in eine Pfanne abgetrocknet, wieder in ein Stößbret gethan, zusammengeglichen, und auf einem Tisch die Krümmen von den graden abgesondert. Sie

werden sodann wieder in eine Pfanne gethan
 und auf Kohlenfeuer mit Schmalz angelassen,
 wiederum in ein Stoßbret zusammengestoßen
 und mit Sand und Schmalz in einen Kasten
 in Tüchern gelegt, und zu einem Ballen ein-
 gedreht, gebunden, verstrickt, auf die Schor-
 mühle gebracht, und unter der Schorbank,
 deren in Schwabach 14 vorhanden sind, ge-
 richtet. Hier wird der Ballen fleißig umge-
 wandt, damit derselbe nicht auf der einen
 Seite mehr als auf der andern geschoret wer-
 de. Nach 12 bis 14 Stunden wird er wie-
 der geschmalzet und verstockt, welches nach 10
 Stunden noch einmal, und 2 Stunden vorher,
 ehe er nach Hause gebracht wird, geschieht. Nach-
 dem zu Hause die Ballen aufgeschnitten sind,
 werden die Nadeln in ein Faß gethan und ge-
 scheuert. Aus dem Faß kommen sie in eine

Mulde, wo sie ausgeschwungen und von der
 Kleie abgefondert werden. Sie werden nach-
 her abermalen zusammengefoßen und diese
 Arbeit 34 bis 36 mal wiederholet; zuletzt
 werden die Nadeln wieder zusammengefoßen,
 und in papierne Näfchen gethan, auseinan-
 der gebracht, angeglichen und die mit Spizen
 versehenen Nadeln ausgesucht, die Spizen brum-
 mirt, das ist zugeschliffen, und hundertweise
 gezählt, mit Zetchen versehen und zu Tausen-
 den gepackt.

Die Näh nadeln werden in runde Näh-
 nadeln nach dem Alphabet von A bis T in 21
 Sorten, und in Schneidenadeln von 15 Sor-
 ten, der Größe nach auf 1 bis 15 mal A be-
 nennet, eingetheilt. Jene sind wiederum ge-
 wöhnliche hohlgespizte, oder solche, welche
 auf beiden Seiten des Ohrs ausgehöhlet sind,

so daß sich der Faden in die Höhlung legen kann; ganz feine dünne, zum Perlen anhängen, und sogenannte Bouillon oder Stopfnadeln, welche zu den feinsten Frauenarbeiten gebraucht werden. Diese oder die Schneidnadeln sind entweder gewöhnliche Schneidnadeln von allerlei Größe, oder große Pack: Seegel: Chirurgische: Riemer: Kirschner und Beutlernadeln. Sie stehen in verschiedenen Preisen, und fallen von 3 Gulden 25 Kreuzer, bis auf 45, 42 und 40 Kreuzer für das Tausend herunter.

Die Schwabacher Nadel Fabriken haben einen solchen blühenden Zustand erreicht, daß sie im J. 1798 190 bis 200 Millionen Nadeln (1792 142,957,000 runder Schneidnadeln, deren Werth 95,504 $\frac{2}{3}$ Gulden betrug, und 3,180,000 Strumpfwirkerstuhl: Nadeln, an

Werth 4180 Gulden) nach allen Welttheilen
 versendeten, und jährlich über 136,000 Gulden
 ins Land bringen, wovon nur gegen 36,000
 Gulden für Drath und andere Bedürfnisse
 wieder außer Land gehen. Sie ernähren ge-
 genwärtig 210 Meister und Wittwen, incl.
 57 Verleger, von welchen jeder sein besonde-
 res Zeichen führet, und 153 Heimarbeiter,
 174 Meistersfrauen, 102 Gesellen, 58 Lehr-
 jungen, 321 Meisterskinder, 30 Meisterstöch-
 ter, 30 Schleifer, 80 Dienstmädchen zur hel-
 len Arbeit und Schoren, und 200 Kinder auß-
 ser der Zunft zum Nadelbohren, überhaupt
 1205 Personen. Man will behaupten, daß
 feine Nadeln häufig in französischen Einschlä-
 gen von Frankreich wieder zurück nach Deutsch-
 land kämen.

Die Achner Nähadeln werden gewöhn-

lich in länglicht viereckigten großen Packeten
 ins Ausland verschickt, und auf das sorgfäl-
 tigste gepackt, damit sie nicht ihre Politur
 verlieren und vom Rost angegangen werden.
 In jedem Packete sind 50,000 Nadeln von ver-
 schiedener Größe. Nro. 1 ist die größte und
 Nro. 22 die feinste Sorte. Jedes Packet von
 50,000 Nähadeln besteht wieder aus 13 klei-
 nern, nämlich 12 zu 4000 und 1 zu 2000
 Stück. Die ersten 12 theilen sich jedes wie-
 der in 4 Packete, zu 1000 das Packet, und
 jedes Eintausend Packet hat wieder seine 4
 Unterabtheilungen, jede zu 250 Stück. Auf
 jedem solchen Packet steht der Name und das
 Zeichen des Arbeiters, die Nummer der Sor-
 te und die Anzahl der Nadeln gedruckt. Die
 Packete zu 250 sind in dunkel türkenblau Pa-
 pper eingewickelt.

pier, und alle die übrigen in weisses Papier gepackt.

Fingerhüte.
 Eine bekannte kleine Kapsel, die auf die vordere Spitze des Mittelfingers der rechten Hand paßt, und bei dem Nähen gebraucht wird. Aus angefeuchteter, schwarzer Erde macht man nach einem Modell die Stäpfel oder Modelle, über die hernach die Hüte gegossen werden. Alle diese kleine Pyramiden von Erde werden in ein durchlöcheretes Brett reihenweise gesteckt. Auf dieses kommt ein anderes Brett mit korrespondirenden Löchern, welches mit Schrauben fest gemacht wird. Nun setzt der Arbeiter die Bretter erst zum Ofen hin, daß die Erde etwas trocken werde,

und arbeitet unterdessen an einem andern. Indessen schmelzt auch das Messing im Topf im Ofen. Der Kerl faßt dann den Topf oben an einem Ringe mit einer Zange, und gießt das fließende Messing in das aufrecht stehende doppelte Brett durch eine Oefnung von oben ein. Darauf läuft es in Rinnen, die ebenfalls aus Erde gemacht sind, zwischen den Reihen hinab. Zu jedem Hute ist eine kleine Querrinne, da fließt so viel hinein, als zu einem Hute nöthig ist, und so werden 150 Stück mit 5 bis 6 Pfund Messing auf einmal gegossen. Sie kommen grob und halbvoll heraus, und werden dann auf Mühlen zum Schleifen geschickt. Dies sind die gegossenen Fingerhüte. Die Materien, woraus Fingerhüte gemacht werden, sind Gold, Silber, Kupfer, Stahl, Eisen, Messing, Por-

zellan, Elfenbein und Horn. Die der Schnei-
der und andern Handwerker, z. B. der Schu-
ster, welche ihren Ring Stämmring nennen,
sind oben offen. Die elfenbeinernen Finger-
hüte zum Goldspinnen sind ebenfalls oben of-
fen, und mit lauter an einander liegenden
Ringeln überdreht, damit der Gold- und
Silberlahn mit dem seidenen Faden, während
dem Zusammendrehen, darüber laufen kann.
Die meisten Fingerhüte werden in Holland,
Köln und Nürnberg gemacht, und von da
weit und breit verschickt. Unter den franzö-
sischen werden die von Blois am höchsten ge-
schätzt, und in großen Parthien nicht nur
nach Paris, sondern auch in fremde Länder
versendet.

Die

Die Spitzen.

Es giebt genähete (Points), gewebte und geklöpfelte (Dentelles) Spitzen. Die letztern sind die besten und feinsten, erfordern aber auch die meiste Mühe, und selbst eine geübte Arbeiterin macht in einer Woche kaum eine Elle. Man bedient sich dazu gewisser Klöpfelholzler. Wie ungemein die Kunst den Werth eines Naturprodukts erhöhen kann, siehet man unter andern an dem Ertrag dieser Arbeit: Mit einem Pfunde Flachs, zu Spitzen verarbeitet, gewinnt man in Brabant 7000 Gulden; der Flachs wird aber auch dazu besonders gezogen.

Die vorzüglichsten europäischen Spitzen stehen nach ihrer Güte, Feinheit des Materials, und Schönheit der Figuren, ungefähr in folgender Ordnung:

1) Brüsseler oder Brabanter Spitzen (Points de Bruxelles), die schönsten unter allen, die an Feinheit, Geschmack, Verschiedenheit, Glanz, Weiße und Zeichnung alle andere übertreffen. Sie überstiegen ehemals den Werth des Goldes drei bis viermal, und ob schon der Preis etwas gefallen ist, seitdem man auch an andern Orten gute Spitzen verfertigt, so werden sie doch noch immer vorzüglich geschätzt. Man unterscheidet sie nach dem Grunde, worauf die verschiedenen Muster angebracht werden, z. B. Points de Bruxelles à fond raiseau, fond bride, fond mosaïque, fond clair, fond lâche, fond serré etc. Die Verfertigung der Spitzen geschieht in 10 bis 15 Fabriken, welche in und um Brüssel allein an 10,000 Personen beschäftigen. Der Flachs zu dem feinen Zwirne,

woraus man dieses zarte Gewebe macht, wird um Kurtrik in Flandern und Airemonde in Belgien gezogen. Er wird hernach zu Beanie le Comte im Hennegau, ohnweit Brüssel, und in den umliegenden kleinen Dörtern gesponnen. Hierauf kommt das Gespinnst entweder nach Gent in Flandern, oder nach Harlem und Bloomenthal in Holland auf die Bleiche. Von der Bleiche schickt man es nach Mecheln und andern Orten, wo es gewirrt wird. Von hier wird es nochmals auf die Bleiche gebracht, und kommt hernach wieder nach Brüssel zurück, um daselbst zu Spitzen verarbeitet zu werden.

2) Mecheler Spitzen (Points de Malines), die besten nach den vorigen. Sie haben fast noch mehr Stärke und Dauerhaftigkeit, und manche Sorten sind daher fast theu-

rer als die vorigen, weil sie mehr ins Gewicht fallen, und aus dem kostbarsten Zwirn gemacht worden sind. Die feinsten Sorten nennt man Spaldewerkskanten. Antwerpen und Brüssel liefern aber auch viele Sorten nach Mecheler Art, die ebenfalls unter dem Namen Points de Malines verkauft werden.

3) Valencienneser Spitzen (Points de Valenciennes), sehen den vorigen an Feinheit, Geschmack und Fleiß in der Arbeit sehr nach. Der Fehler liegt hauptsächlich in der Farbe, die nie schön und vollkommen weiß ist. Eben diese Art wird auch zu Gent gefertigt, die aber doch nicht geschlossen, auch wohlfeiler ist, daher man sie auch fausses Valenciennes nennt. Zu Mons im Hennegau werden sie ebenfalls gemacht.

4) Points d'Alençon, haben den Namen

von Alençon in der Normandie, wo sie zuerst gemacht wurden; jetzt werden sie auch an vielen andern Orten im nördlichen Frankreich gemacht. Sie sind auf Brüsseler Art gearbeitet, haben aber nicht gleichen Glanz und Geschmack, nicht die feinen Nüancen in den Zeichnungen und Blumen.

5) Englische Spitzen, die in England gemacht und oft für Brüsseler verkauft werden, aber diesen weit nachstehen. Sie werden vorzüglich in Dorset, Buckingham, Northampton, Salisbury, Leith, Hamilton, Neufrey, und in ihrer Art sehr gut gemacht.

6) Sächsische oder Annaberger Spitzen werden in großer Menge in allen Gegenden des Erzgebirges, vornämlich in den Bergstädten von den Familien der Bergleute gemacht, sind die besten in Deutschland, und

haben einen starken Absatz fast nach allen europäischen Ländern. Den stärksten Verlag davon haben die Kaufleute in Annaberg, Schneeberg, Altenburg und Zwickau.

7) Zu Tundern im Herzogthum Schleswig werden jetzt auch eine sehr große Menge von Spitzen, sowohl ganz feine als geringere gemacht, die sehr gut ausfallen, und einen starken und weitgehenden Absatz nach mehreren Ländern haben, so daß dies Gewerbe, welches einige angefehene Kaufleute unterhalten, in und bei der Stadt, an und über 8,000 Personen beschäftigt. Sie sind unter dem Namen der Tunderischen Spitzen bekannt.

8) In den Waisenhäusern zu Berlin und Potsdam zieht man seit einigen Jahren alle junge Mädchen zum Spitzenfloppeln zu, die eine ziemliche Menge von ordinären, mittlern,

auch einige feinere Sorten liefern, welche auch
auswärts beliebt sind.

Das Magahoniholz.

Dr. Gibbons, ein berühmter Arzt in
London, der zu Anfang des vorigen Jahrhun-
derts lebte, hatte einen Bruder, der westin-
discher Schiffskapitain war, und einige Boh-
len von diesem Holze als Ballast mitbrachte.
Er gab sie seinem Bruder, der sich eben ein
Haus bauen ließ. Die Zimmerleute aber fan-
den das Holz zu hart zum Bearbeiten, und
so ward es eine Zeitlang als unnütz auf die
Seite geworfen. Bald hernach brauchte die
Frau Gibbons einen Lichtkasten, und der Dok-
ter ließ seinen Tischler Wollaston rufen, ihm
einen aus dem Holze zu machen, das in sei-
nem Garten lag. Wollaston klagte gleichfalls,

das Holz sey zu hart. Der Doktor antwortete: er müsse stärkeres Arbeitszeug dazu nehmen. Der Kasten wurde gemacht, und gefiel so sehr, daß sich der Doktor einen Schreibtisch aus eben dem Holze machen ließ, und die schöne Farbe, Politur &c. gefielen ihm un-
 gemein, so daß er alle seine Freunde einlud, den Schreibtisch zu sehen. Unter diesen war auch die Herzogin von Buckingham, die sich etwas von dem Holze ausbat, und sich durch Wollaston gleichfalls ein Bureau verfertigen ließ. Hierdurch ward es bald zum Lieblingsholze für Meublen in ganz England, bald darauf in Frankreich, wo es den Namen Amaranth, Bois d'Acajou erhielt, und dann im übrigen Europa. Der Mahagonibaum ist im südlichen Amerika und auf den Karaischen Inseln einheimisch, wo er gewöhnlich auf Zel-

sen wächst, welche durch seine starke Wurzeln oft zersprengt werden. Ungeachtet der kümmerlichen Nahrung auf diesem Standort, ist sein Wachsthum doch schnell, und der Stamm erhält eine beträchtliche Höhe und Stärke, nicht selten vier Fuß im Durchschnitt. Das schönste und rotheste Mahagoniholz kommt aus Jamaika, woher jährlich für 25,000 Pf. St. nach England gebracht wird. Das aus Havanna ist schon weit bleicher und minder fest. Bekanntlich bauen die Spanier von diesem Holze, das in Westindien und Mexiko so gemein ist, wie bei uns die Eichen, Schiffe, und brauchen es auf Havanna zu Pallisaden der Festung, wozu es sich durch seine Dauerhaftigkeit und Härte so sehr empfiehlt; es wird selbst von einer Kanonenkugel nicht zerschmettert, sondern sie bleibt darin

strecken. Zu der Zeit, als das Nagahornholz in Deutschland eingeführt wurde, schätzte man die davon verfertigten Arbeiten um so höher, je dunkler sie gebeizt waren; jetzt aber ist das Gegentheil Mode, und man zieht die natürliche helle Farbe des Holzes vor. Sonst schliß man die verfertigte Arbeit mit Del, Drachenblut und Bimstein ab, wodurch sie eine schöne dunkelrothe Farbe und Politur erhielt. Anstatt dieser Bearbeitung bedient man sich jetzt folgender: die verfertigte Arbeit wird zuerst mit feuchtem Schachtelhalm fein abgeschliffen. Hierauf nimmt man weißes präparirtes Hirschhorn, einen weissen zusammengerollten Filz und etwas Wasser, schleift die Arbeit damit ab und reinigt sie mit einem weichen leinenen Tuche, wodurch sie eine feine Spiegelpolitur erhält. Um den Glanz noch

mehr zu erhöhen, nimmt man ein halb Pfund gelben Wachs und 4 Loth Kolophonium, läßt es zusammen schmelzen, und rührt noch 8 Loth Terpentinöl darunter. Ist die Masse erkaltet, streicht man sie ganz dünne auf die geschliffene Arbeit, zerreibt sie mit einem Stück reiner Lindener Rinde. Alsdann bedient man sich der Polirbürste und des leinenen weichen Tuchs. Der Glanz ist dem feinsten Lack ähnlich, und die Farbe bleibt natürlich und unvergänglich. Zum Aufspuzen alter Meubles bedarf es weiter nichts als des oben beschriebenen Polirwaxes.

Zweite Abtheilung.

Anleitung und Grundsätze zur Beurtheilung des
Schönen und Nichtschönen in dem Gebiete der
menschlichen Kunst.

Die Tanzkunst.

Der Ausbruch froher Empfindungen, der so
leicht unwillkürliche Bewegungen des Körpers
veranlaßt, lehrte wahrscheinlich den Menschen
zuerst, daß er Anlage zum Tanze habe; die
Erfahrung zeigte dann Regeln, und Geschmack
und Genie erhoben den Tanz der Freude und
Frölichkeit zu einem Werke der Kunst. Da

die Natur allen Menschen, so roh und ungebildet sie auch seyn mögen, Gelegenheit zu feierlichen Empfindungen darbietet, da es dem Naturmensch weit leichter ist, die Empfindungen seines Herzens durch seinen ganzen Körper, als durch ein einzelnes Organ auszudrücken, so giebt es kaum ein Volk der Erde, das nicht seine Tänze der Frölichkeit hätte.

Der erste religiöse Kultus, zu welchem sich ein Volk ausbildet, besteht in äußerlichen Handlungen. Es ist daher sehr natürlich, daß der Tanz der Frölichkeit zuerst in den Charakter des feierlichen Tanzes übergeht.

Der heilige Tanz ist daher der älteste und nebst diesem der Waffentanz, von denen uns die Geschichte Nachricht giebt. Die Israeliten und Griechen tanzten bei ihrem religiösen

Kultus, bei öffentlichen Aufzügen und bei Freudengepränge.

Miriam, die Schwester Moses, die Juden, welche um das goldene Kalb tanzten, Jephtha, die ihrem Vater entgegen ging, die Weiber, die dem Saul tanzend entgegen kamen, David, der vor der Bundeslade her tanzte, geben Beispiele von jenen Tänzen, die mit Musik und Gesang begleitet waren.

Proteus, Empusa, die Corybanten, Kastor und Pollux, Orpheus, Musaeus und Bacchus waren als Tänzer berühmt. Das Bacchusfest der Griechen wurde mit wilden Tänzen gefeiert, welche Orgien hießen; auf den Schaubühnen tanzten anfangs die Satyren dem Bacchus zu Ehren.

Nach dem heiligen Tanz war der Waffentanz der älteste, wo man im Harnisch,

mit dem Spieß in der einen und dem Schild in der andern Hand, bei kriegerischer Musik tanzte; er war sehr lärmend, denn es wurde dabei gesungen, mit Instrumenten gespielt, und mit den Spießen wider die Schilder geschlagen. Minos, des Gesetzgeber, hatte verordnet, daß die Jugend, die in Kreta auf öffentliche Kosten erzogen wurde, in der Waffenrüstung tanzen mußte, um sie hart und kriegerisch zu gewöhnen. Auch der Pyrrhische Tanz, den Pyrrhus in Kreta, ein Sohn des Achilles, zum Andenken des Siegs über den Euripylus stiftete, den er getödtet hatte, war ein Waffentanz, denn die Tänzer mußten mit allem gewafnet seyn. Phrynifus tanzte den Pyrrhischen Tanz so schön, daß er zum Preise den Regimentsstab zu Athen erhielt. Dieser Waffentanz war zu Ende des

sechszehnten Jahrhunderts noch in Deutschland Mode.

Auch der zierliche, belustigende Tanz ist bei den Griechen so alt, daß sie die Erfindung der Välle und Tänze der Muse Terpsichore, aber die Erfindung der Tanzkunst überhaupt der Muse Erato zuschrieben.

In den alten Zeiten tanzten bei den Griechen Männer und Weiber von einander abgesondert. Als aber Theseus von Athen sieben Jünglinge und sieben Mädchen, welche die entgegengesetzte Art zu tanzen vom Dädalus selbst gelernt hatten, aus dem Labyrinth des Dädalus befreite und nach Griechenland brachte; so wurde sie auch in Griechenland eingeführt. Auf dem Schilde des Achilles war ein solcher Dädalustanz abgebildet: Jünglinge, mit dem Degen an der Seite, und Mädchen tanzten
ihn

ihn mit verschlungenen Armen, drehen sich bald in schnellen Kreisen herum, bald liefen sie reihenweise gegen einander. Er heißt auch der Tanz der Ariadne, und ist der älteste, der auf unsere Zeiten gekommen ist. Noch jetzt werden in Konstantinopel und in ganz Griechenland die Välle damit eröffnet. Die Zahl der Personen dabei ist unbestimmt; je mehrere ihrer sind, desto besser lassen sich die Irrgänge des Labyrinths beschreiben. Die Alten hatten noch andere Tänze, z. B. der Kranichtanz, den Weinlesetanz u. s. w., denen allen irgend eine einzelne Begebenheit, die sie versinnlichen sollten, zum Grunde lag.

Plato theilte die Tanzkunst in die Orchestik und in die Palästrik ein; zur erstern rechnete er die Tänze, die gelassen, sanft und voll musikalischer Harmonie sind, wie man sie

bei der Feier von Vermählungen, von Gastmälern, und beim Dienste von Gottheiten sah; zur andern die heftigen, gewaltsamen und mühsamen Tänze, die auf die Schaubühne und in die Rennbahne gehörten.

Die Tanzkunst der Alten ist zwar für uns verlohren, und wir wissen nicht, worin eigentlich das Wesentliche derselben bestanden; aber daß besonders die Griechen es darin sehr weit gebracht, und den Ausdruck des Sittlichen, des Leidenschaftlichen in ihrer Gewalt hatten, ist uns aus der Geschichte bekannt. Der Cyniker Demetrius sprach einst mit Verachtung von dem pantomimischen Tanz, den er nie gesehen hatte, und behauptete, die Bewunderung desselben rühre mehr von der Musik, als vom Tanze her. Ein damaliger Tänzer unter dem Kaiser Nero bat ihn,

er möchte ihn nur einmal sehen. Dieses geschah. Der Tänzer hieß die Musik schweigen, und stellte durch sein bloßes Ballet die bekannte Liebesgeschichte des Mars und der Venus dar. Der Philosoph ward entzückt und rufte dem Tänzer laut zu: „ich höre, was du vorstellst, ich seh es nicht bloß, denn du scheinst mir mit den Händen zu sprechen.“ Der Tanz der Eumeniden auf dem Theater zu Athen, hatte einen so ausdrucksvollen Charakter, daß er die Seele jedes Zuschauers mit Schauern und Entsetzen erfüllte. Der Areopagus zitterte vor Furcht und Schrecken. Unter den Waffen grau gewordene Greise bebten, die Menge flohe, schwangere Weiber kamen nieder; man glaubte zu sehen, und man sah wirklich jene grausame Gottheiten, die Dienerinnen der Rache des Himmels, die Verfolger:

rinnen der Laster der Erde. Athenäus erzählt: Memphis, ein Schüler des Pythagoras, hatte die Philosophie seines Lehrers, die ihren Verehrern ein mehrjähriges Stillschweigen auflegte, durch einen Tanz schöner ausgedrückt, als man es durch Worte hätte thun können, und Sextus der Empiriker sagt von dem Tänzer Sostratus, der bei dem König Antiochus in Diensten war, er habe sich geweigert, auf Befehl seines Herrn die Freiheit zu tanzen; er antwortete diesem: „es steht mir nicht an, die Freiheit zu tanzen, die meine Vaterstadt verlohren hat“ *). Die Alten waren also im Stande, sogar abstracte Begriffe durch Tänze vorzustellen.

Unsere neuere Tanzkunst verdankt den Ita-

*) Seine Vaterstadt war Priene in Jonien, die Antiochus sich unterwürdig gemacht hatte.

lienern ihr Emporkommen. In Mayland wurde, zu Anfang des 16ten Jahrhunderts, bei Anwesenheit Ludwig XII, ein Ball gegeben. Die fröhlichen italienischen Tänze kamen mit Katharina von Medicis nach Frankreich, und verdrängten daselbst bald die traurigen Ceremonien-Bälle. Die Franzosen wurden für Europa in der Tanzkunst, was sie in Erfindungen des Luxus und des feinen Lebensgenusses sind, die Lehrer und Gesetzgeber.

Hat der Tanz bei den rohen Völkern weiter nichts als Ausdruck der Fröhlichkeit zum Zwecke, so ist er gebildeten Menschen schon mehr: seine Bewegungen beim Tanz erheben sich zum Rythmus, zu dem, was in der Tonkunst der Takt, in der Dichtkunst das Silbenmaaß ist; seine Bewegungen sind nämlich in bestimmte, nach verschiedenen Zeit-

maßen abgemessene Schritte eingetheilt, und mit diesen Bewegungen sucht er die höchste Schönheit zu verbinden.

Man theilt die Tänze in zwei Hauptklassen: in die gemeinen, niedern, oder gesellschaftlichen Tänze, und in die höhern Tänze.

Die höhere Tanzkunst stellt eine Reihe leidenschaftlicher Gefühle durch mimische Bewegungen dar, wobei die höchst möglichste ästhetische Ausbildung und Schönheit dieser Bewegungen Zweck ist. In der Form der menschlichen Gestalt liegt eine Mannigfaltigkeit, eine Kraft des Ausdrucks, die uns durch die bestimmteste Andeutung des Charakters oder der vorübergehenden Gemüthelage einer Person, in Verwunderung setzt. Der Tanz ist daher seiner Natur nach der Übung in Empfindung

gen fähig und zur Erreichung wichtiger Absichten geschickt. Es giebt keine Leidenschaft, die sich nicht pantomimisch darstellen, und durch die Pantomime veredeln ließe. Die sanften Gefühle der Sympathie, die unschuldigen Freuden des Landlebens, die Aufopferungen einer standhaften Tugend, einer getreuen Freundschaft und reinen Liebe, die erste bange Beklemmung bei einbrechender Noth und unverschuldeten Leiden, und dann die wieder auslebende Hoffnung, der muthige Kampf, der Triumph einer großen Seele, sollte sich alles dieses nicht so lebhaft schildern, und vermittelst der Gebärden, Mienen und Mienensprache mit eben dem Erfolge vor das Auge bringen lassen, als durch Musik und Poesie. Von dieser Tanzkunst ist uns blos noch der Theatralische Tanz oder das Ballet

übrig geblieben. Hievon im künftigen Jahrgange dieses Taschenbuchs.

Die niedere Tanzkunst hat diesen Namen, weil ihr ästhetischer Werth sehr wenig in Anschlag gebracht werden kann, und sie weiter nichts als eine Modifikation des gesellschaftlichen Vergnügens ist. Sie kann daher, so wie sie jetzt ist, mehr in pathologischer und pädagogischer, als in ästhetischer Rücksicht betrachtet werden. Billig sollte sie aber von der letztern nicht ausgeschlossen seyn, da allerdings für jedes Alter, für jeden Stand Tänze erfunden werden könnten, die in der Ausübung als wirkliche Uebungen in edlen Empfindungen anzusehen wären. Warum sollten eben so gut nicht gesellschaftliche als theatralische Tänze möglich seyn, wodurch z. B. die Jugend gegen Eltern ehrfurchtsvolle Liebe an

den Tag legte, Liebe zum Vaterland, oder solche, die Bescheidenheit und Mäßigung im Glück, Standhaftigkeit im Unglück u. s. w. ausdrückten. Dies würde sowohl bei Tänzen für einzelne, als für mehrere Personen ausführbar seyn. Es würde hierbei weniger auf das Künstliche in den Stellungen und Bewegungen, als auf Charakter und Ausdruck ankommen; denn was allgemein seyn soll, muß auch leicht zu lernen seyn. Gesners Idyllen und andere Stellen und Gemählde unserer guten Dichter, bieten dem geniereichen Tonkünstler und Tanzmeister vortreflichen Stoff zu Charaktertänzen dar. Fast alle unsere Tänze tragen den Charakter der Liebe an sich; bei einer solchen Umschaffung der Tänze würden nicht nur die Vorwürfe hinweg geräumt werden, welche die strenge Moralisten den Tän-

zen machen, sondern es würde auch dadurch ein positiver Einfluß auf die Verbesserung der Sittlichkeit hervorgebracht werden. Mögte doch ein sachverständiger Mann dieses beherzigen, in diese Ideen hineindringen, und uns mit waterländischen Tänzen für die Jugend beiderlei Geschlechts, für Personen von reiferem Alter beschenken, die auf einen würdigeren Inhalt als die bisherigen Anspruch machen dürften.

Der Nutzen des Tanzens ist jetzt größtentheils pädagogisch. Es giebt den Muskeln Kraft, Stärke und Gewandheit; es lehrt den Körper grade und doch nicht steif zu halten, grade, sicher und fest zu gehen, sich mit Leichtigkeit und Anstand zu bewegen, und in allerlei Stellungen zu formen. In pathologischer Rücksicht verschafft das Tanzen dem

Körper eine um so heilsamere Bewegung, da es alle Theile desselben beschäftigt, den Umlauf der Säfte vermehrt, und durch das damit verbundene sinnliche Vergnügen, die Lebenskräfte erhöht. Aber eben dieser Zauber, den Musik und Tanz hervorbringen, läßt manchen das Ziel seiner körperlichen Ermüdung vergessen; man geht bis zur Ueberspannung aller Kräfte, zur leidenschaftlichen Unmäßigkeit fort, und wird nur zu spät gewahr, daß das Kraftgefühl nicht rein, sondern eine unglückliche Täuschung war. Erwacht hierbei das leise Ahnen des Inhalts des Tanzes; bemächtigt sich Empfindsamkeit des jugendlichen Geistes, so leidet die Nervenkraft vollends, denn sie wird nur auf einen Punkt gespannt; das Ohr wird taub, das Auge blind für Alles, was auf jenen Punkt

nicht Bezug hat; und Schönheit und Gesundheit werden oft auf immer vernichtet. Auf die Regeln und Warnungen beim Tanzen in blätetischer Rücksicht, werde ich künftig zurückkommen.

Wir haben, als begierige Nachahmer fremder Sitten, und aus Mangel mehrerer Nationaltänze, besonders die englischen und französischen Tänze in unsere deutschen Tanzsäle eingeführt. Eben diese Tänze geben einen entscheidenden Beweis ab, daß uns das Tanzen weiter nichts ist, als eine Gelegenheit, uns vermittelst der Leichtigkeit unserer Füße lustig zu machen. Man frage die geschicktesten Tanzmeister, die selbst die Kunst mit mancherlei Neuem in den Touren und deren Verbindung bereichern, nach ihrem bestimmten Charakter, so

werden sie uns unfehlbar die Antwort schuldig bleiben. Man war im Begriff, den englischen Tanz zu einem schönen, d. h. Bedeutung zulassenden Tanze, zu erheben; man hat nämlich angefangen, das große fortgehende Gemählde im zweiten Gesange von Wielands Oberon von der 25 bis 55 Strophe zum Tanzsale zu bearbeiten, wo Oberon dem Huon und Scheraemin zuerst erscheint, und sich die Wunderkraft des Zauberhorns und des Bechers, und besonders an dem St. Veitstanze des Kloostervolks so allmächtig zeigt; aber die unglückliche Einführung der Hoppangloisen und der Papagenopfeife, haben ihn tief unter seinen Charakter herabgebracht. Daher müssen denn auch die englischen Tänze, bei ihrem Mangel an Ausdruck und Sinn, hinter vielen andern Nationaltänzen weit zurückstehen. Welchen Charakter

und feierlichen Ernst trägt z. B. die Polonoise an sich, besonders wenn sie von Polen getanzet wird!

Unter allen unsern gesellschaftlichen Tänzen gebührt unstreitig der Menuet die erste Stelle. Wo sie ihren Ursprung genommen hat, ist uns nicht genau bekannt. Man schreibt ihre Erfindung den Franzosen zu, obgleich das ernste Wesen dieses Tanzes kein Produkt des lebhaften Geistes der französischen Nation zu seyn scheint. Der Menuet ist unstreitig in allem Betracht der vollkommenste, aber auch der schwerste Tanz. Er giebt dem Menschen Gelegenheit, seinen Körper am meisten zu bilden, die Schönheit seiner Gestalt, die Anmuth seiner Bewegungen in ihrer größten Vollkommenheit darzustellen. Er ist so geistvoll, daß von mehrern Verehrern des

Schönen versucht worden ist, eine Bedeutung in den schönen Couren desselben zu finden. Mit Musik verbunden, ist er jedes Ausdrucks fähig, der Freude, der Traurigkeit, der Zärtlichkeit, des Schmerzes, der Wehmuth u. s. w. Wer den Menuet gut tanzen gelernt hat, wird alle übrige Tänze mit Gewandheit und Anstand tanzen. Ob er gleich ermüdet, wenn er schön getanzt wird, so erhitzt er doch nicht so wie andere Tänze, und hat daher auch in diätetischer Rücksicht seine Vorzüge. Beim Tanzen des Menuets muß man sich zur Regel machen, denselben nicht allzu sehr zu verlängern. Der beste Menuettänzer ermüdet doch endlich durch die Einförmigkeit des Tanzes das Auge des Zuschauers; wir fühlen zwar, daß er unsern Beifall verdient,

aber wir versagen ihm denselben, weil er sich mit seiner Selbstgefälligkeit bezahlt hat.

Die Allemande, der schwäbische, auch Strasburgische Tanz genannt, ist ursprünglich ein deutscher Tanz. Der Charakter seiner Bewegung ist Fröhlichkeit, und seiner Pantomime trauliche, scherzende Zärtlichkeit. Das Zeitmaß desselben besteht aus zwei Vierteln, deren letzteres der Tänzer wiederum in zwei Theile theilt. Seine Pas haben daher mit dem Gange dies muntern Dactylus in der Dichtkunst, eine auffallende Aehnlichkeit. Nächst dem Menuet ist er am geschicktesten, den leichtesten Gebrauch des Körpers auszubilden. Er giebt eine außerordentliche Gewandtheit und Anmuth in den Beugungen des Körpers, und hat in seinen Touren überaus viel Gefälliges
und

und Reizendes. Soll er aber dem Zuschauer Vergnügen machen, so muß er gut getanzt werden, und da man bei dem allgemeinen Geschmack für das Rauschende, nicht die gehörige Mühe auf seine Erlernung wendet, so tanzt man ihn lieber gar nicht. In Schwaben und in der Schweiz ist er noch immer Volkstanz.

Dagegen sind die Walzer und Dreher *) die Lieblingstänze, besonders des schönen Geschlechts. Sie haben in der That viel Ausdruck von Sanftheit und Grazie, und ich will es zur Ehre des Geschlechts diesem Charakter zuschreiben, daß sie von demselben so Liebgewonnen worden sind. Man behauptet,

*) Beide haben einerlei Maß; ihr Unterschied besteht nur darin, daß der Walzer ein geschwinderes Tempo, der Dreher oder Ländler ein langsameres Tempo hat. Der erste wird in drei Vierteltakt, der andere in drei Achteltakt gesetzt.

daß das Walzen am gefährlichsten für die Gesundheit sey, aber sind es die englischen Tänze nicht noch mehr, weil man in denselben nicht aufhören kann, wenn man will?

Ueberhaupt sind alle Tänze unschädlich, so lange sie in den Schranken der Mäßigkeit bleiben; sie sind an sich ein erlaubtes Vergnügen. Alle Vergnügungen, selbst die unschuldigsten von allen, können durch Mißbrauch Körper und Seele vergiften. Von Uebertreibung kann aber die Rede nicht seyn, sobald man den Werth einer Sache würdigen will, und sie dann nehmen muß, wie sie ihrem Ursprung und Zwecke nach seyn soll, und nicht, wie sie ist, wenn sie gemißbraucht wird, und dadurch ausartet. Man verbanne also den Mißbrauch des Tanzens, der keineswegs so ungetrennlich von demselben ist, wie manche glau-

ben, die das Tanzen als eine Gelegenheit mehr zur Verführung ansehen, und daher lieber das Tanzen überhaupt misbilligen. Es ist nicht zu leugnen, daß der Unterricht des Tanzmeisters bloß darauf eingeschränkt werden könnte, sich im anständigen Gange, im anständigen Stehen, im anständigen Ueberreichen und Berweigern, im anständigen Verbeugen und Neigen zu üben, und diese körperliche Schönheit könnte durch dramatische Vorstellungen, die sich für die Jugend paßten, und auf jenen Anstand Bezug hätten, auf das glücklichste weiter ausgebildet werden. Aber welche gefährliche Wirkungen würde das strenge Verbot des Tanzens haben? Grade diejenigen jungen Leute, und besonders Mädchen, denen man das Tanzen in ihrer ersten Jugend nicht gestattet, werden die leidenschaftlichsten Tänzer

rinnen, und wollen das Entbehrte nach erlangter Freiheit in vollem Maaße genießen. Wenn es nur in der Erziehung nicht verfehlt ist, so hat es mit dem Tanzen eben so wenig als mit vielen andern Situationen zu bedeuten. Sittlich gebildete Frauenzimmer, die ihre Würde fühlen, und den Werth einer blühenden Gesundheit erkennen, werden die Grenze des Erlaubten und Anständigen, und überhaupt ein solches Benehmen zu beobachten wissen, wie sie es vor dem strengsten Sittenrichter verantworten können. Es hängt blos von ihnen ab, ob sie z. B. beim Walzen eine unschickliche Annäherung und ein schnelles Kräuseln gestatten wollen, denn sie sind auf keine Weise so ganz in der Gewalt ihres Tänzers, daß sie es nicht verhindern könnten, wenn er die Achtung, die er ihnen schuldig ist,

aus den Augen sehen will. Es hängt ja von jedem Frauenzimmer ab, bei ihrem Engagement die Bedingung des langsamen Walzens zu machen. Es versteht sich von selbst, daß hier nicht von zucht- und sittenlosen Tanzgelagen, sondern von Tanzgesellschaften die Rede ist, worin ein guter Ton herrscht, und worin die geringste Unanständigkeit durch allgemeinen Tadel gerügt werden würde.

Dramatische Dichtkunst und Schauspielkunst.

Drama heißt im griechischen eine Handlung. Ein dramatisches Gedicht ist die poetische ausführliche Bearbeitung einer Begebenheit, die durch handelnde Personen vorgestellt wird. Es ist daher von der Epope oder dem Heldengedicht darin unterschieden, daß diese eine umständliche poetische Erzählung einer Begebenheit ist, die blos für das Lesen bestimmt ist. In dem Begriff des Drama sind die wesentlichen und auszeichnens

den Erfordernisse eines Drama enthalten. Das Drama ist eine poetische Erzählung, d. h. es ist eine erdichtete Erzählung, die durch Schönheit gefallen muß. Der dramatische Dichter muß daher in seinem Gedicht alles vermeiden, was den Sinn für das Schöne beleidigt; er darf z. B. keine Ekel erregende Gegenstände darstellen. Seine Erzählung muß zwar innere Wahrheit haben, sie muß unter den angenommenen Umständen möglich und wahrscheinlich seyn; ob sie sich aber je wirklich zugetragen hat, darum bekümmert er sich nicht; er sieht bloß darauf, daß sie den Schmuck, den sie als ein Kunstwerk haben muß, vertrage. Dagegen darf z. B. der Geschichtschreiber nur solche Begebenheiten erzählen, die in der wirklichen Welt geschehen sind. Der Geschichtschreiber ist an strenge historische

Wahrheit gebunden; der epische Dichter ist zur ästhetischen und psychologischen Wahrheit verpflichtet.

Die Begebenheit muß zweitens ausführlich vorgetragen werden, d. h. wir müssen nicht nur von der Begebenheit selbst, sondern auch von den handelnden Personen und ihren Beweggründen eine vollständige Kenntniß erhalten. Jedes Drama muß also ein für sich bestehendes Ganze ausmachen, d. h. es muß eine vollständige, hinlänglich vorbereitete, vollkommen geendigte, für sich interessante Handlung enthalten.

Der dramatische Dichter soll durch seine Darstellung Wohlgefallen erregen; dieses hängt von der Wahl des Stoffs seiner Erzählung ab. Im Gebiete der dramatischen Kunst bieten die unter Menschen vorge-

fallenen Begebenheiten den belebendsten Stoff dar. Die anziehendsten Eigenschaften dieses Stoffes sind; wenn dadurch die beiden Hauptkräfte des menschlichen Gemüths, die Einbildungskraft und der Verstand, auf eine leichte und lebhafte Art beschäftigt werden.

Hiermit ist noch eine andere, sehr wichtige, Eigenschaft des Stoffes verbunden, nämlich die Einheit der Handlung. Unter dieser Einheit versteht man, daß die Begebenheit ein Hauptinteresse habe, daß dieses Interesse von Anfang bis zu Ende vorkomme, durch keine Episoden unterbrochen oder wohl gar vermindert werde; um dieses Interesse bei dem Zuhörer zu wecken, muß derselbe die Begebenheit, samt den sie veranlassenden Gründen, vollständig und ausführlich erfahren. Er:

folgen die Veränderungen, woraus die Handlung besteht, so natürlich, durch die Kräfte der Personen so motivirt, daß unser Verstand befriedigt wird, so hat sie Wahrheit; erfolgen die Abwechslungen derselben so allmählig, sind die Theile derselben so eingeflochten, so untergeordnet, daß sie die Hauptwirkung derselben nicht stören, und in uns ein besonderes Vergnügen rege wird, so sagen wir, die Handlung hat Rundung. Ein getheiltes Interesse wirkt mit weit weniger Kraft auf den Zuhörer, als ein ungetheiltes. Der menschliche Geist kann zwar mehrere Ideen zugleich wahrnehmen, aber unter allen diesen kann nur Eine seyn, die er in ihrer ganzen Stärke aufzufassen vermag. Je einfacher die Begebenheit ist, je nothwendiger sie aber in ihren Ursachen gegründet, und je einleuchtender dieser

Zusammenhang dargestellt ist, desto vortreflicher ist der Stoff.

Aus der Einheit der Handlung entspringen noch die Einheit des Orts und die Einheit der Zeit. Die Schaubühne kann sich zwar verändern, aber diese Veränderung muß nicht so beträchtlich und so auffallend seyn, daß die Täuschung des Zuschauers zu sehr unterbrochen wird. Sähe man sich z. B. während Eines Akts nach Moskau, nach Batavia und nach Boston versetzt, so würde man unwillig über eine solche Regellosigkeit werden. Je weniger die Wahrscheinlichkeit bei der Veränderung des Orts, wo sich die Begebenheit zuträgt, übertrieben wird, desto weniger unangenehm ist es für den Zuschauer, und es ist immer ein Vorzug mehr für ein Stück, je weniger sich die Bühne während

der Vorstellung verändert, und je weniger auffallend die Veränderungen in geographischer Rücksicht sind.

Eben so erfordert die Einheit der Zeit, daß die Abkürzung der Zeit, die wir bei den auf der Bühne vorgestellten Begebenheiten gestatten, gegen die zu eben dieser Begebenheit, wenn sie wirklich vorging, erforderlichen Zeit nicht allzusehr absteche. Das Verhältniß zwischen der wahren und theatralischen Zeit, läßt sich zwar nicht genau bestimmen. Geschicht z. B. auf der Bühne in zwei Stunden, wozu in der Wirklichkeit vielleicht drei Tage nöthig sind, so wird unsere Täuschung nicht gestört werden; weicht aber die Abkürzung der Zeit von der wahren Zeit so sehr ab, daß auf der Bühne eine Begebenheit in einigen Stunden vor sich geht, wozu in der Wirk-

Uchkeit vier oder mehrere Wochen erforderlich
 sind, so werden wir mit Unwillen aus unserer
 Täuschung gerissen. Die Verletzung dieser Re-
 geln, ist einer von den größten Fehlern Shake-
 spears. In seinem Julius Cäsar z. B. er-
 scheinen Brutus und Cassius im ersten Aufzug
 in Rom, und im fünften Aufzug in Thessa-
 lien. Die Entfernung dieser beiden Dörter ist
 so beträchtlich, daß der Weg nur in einer sehr
 beträchtlichen Zeit zurückgelegt werden kann.
 Der Zuschauer wird durch das Unmögliche aus
 seiner Täuschung geweckt, er bleibt über das,
 was während dieser weiten Reise vorgefallen
 ist, in Ungewißheit, und diese unangenehme
 Dunkelheit zerreißt die Handlung dermaßen,
 daß sie nun gleichsam zwei verschiedene Hand-
 lungen von eben so viel Schauspielen aus-
 macht.

Das Drama wird in Aufzüge oder Akte, und zwar gewöhnlich in eine ungleiche Zahl, dreie oder fünf, eingetheilt, weil man die Theile der ungraden Zahlen, d. h. Anfang, Mitte und Ende, genauer unterscheidet, und in der Erinnerung besser vorstellt, als die in graden Zahlen. Die Aufzüge haben den Nutzen, daß die gespannte Aufmerksamkeit der Zuschauer nicht allzu sehr ermüdet wird, und vielmehr durch einen kleinen Ruhepunkt Gelegenheit gewinnt, einen Rückblick auf das Geschehene zu werfen, und den Fortgang mit desto größerem Interesse zu erwarten.

Die Aufzüge bestehen wieder aus Auftritten oder Scenen. Ein Auftritt fängt an, sobald eine oder mehrere Personen zu denen auf der Bühne Gegenwärtigen hinzutre-

ten, er endigt sich, sobald eine Person von der Bühne abgeht. Für das Abtreten und Auftreten einer Person, oder für die Anzahl und Dauer der Scenen, giebt es keine andere Regel, als die der Handlung selbst, d. h. der Grund von dem Einen und dem Andern, muß in den Vorfällen der Begebenheit liegen. Nur darf die Regel, daß die Bühne am Ende eines Auftritts ganz leer wird, nie übertreten werden.

Von diesen Bemerkungen, welche die Einrichtung und Anlage (Oekonomie) des ganzen Stückes betreffen, wenden wir uns zur Beurtheilung seines innern Gehalts. Wer ein solches Gedicht kunstmäßig beurtheilen will, der stelle sich zuerst den Inhalt oder die Fabel desselben so gedrängt und kurz als möglich vor. Hierdurch findet er den Plan des Dichters,

d. h. den bestimmten Endzweck, und die hervorzubringende Hauptwirkung, die er bei Bearbeitung seines Stoffes vor Augen gehabt hat; wir finden, welche Mittel er angewendet, und wie er die Anordnung derselben bestimmt hat, um seinen Zweck zu erreichen; wir entdecken ferner, wie er es eingerichtet hat, daß alles, was er geschehen läßt, aus dem Vorhandenen erfolgen könne; daß der Ausgang der Begebenheiten so erfolge, und daß alles darauf ziele, den Haupteindruck hervorzubringen, den der Stoff auf den Künstler selbst gemacht, und um dessentwillen er sein Werk unternommen hat; wir werden endlich finden, ob keine Lücken vorhanden sind, die den Zusammenhang der Dinge unterbrechen, und das, was geschieht, unbegreiflich machen, ob nichts Ueberflüssiges

flüssiges da sey, von dem kein Grund anzugeben ist u. s. w.

Nächst dem Plane sind dem Beurtheiler die Charaktere oder die Personen des Dramas das Wichtigste, worauf er seine Aufmerksamkeit richtet. Jeder Mensch hat einen Charakter: wir finden nämlich bei jedem Menschen ein gewisses Verhältniß seines Willens zu den übrigen Kräften seines Gemüths; dieses Verhältniß bestimmt seine Handlungsweise, in welcher er sich gleich bleibt, und hierin besteht sein Charakter. Wir lernen den Charakter eines Menschen durch seine Reden, noch mehr aber durch seine Handlungen kennen. Der dramatische Dichter muß uns den Charakter seiner Personen vorzüglich durch ihre Handlungen schildern; hören wir die Beweggründe, die sie zu Handlungen bestimmten, so

sehen wir in die Seele des Handelnden, wir sind die Beobachter seines Charakters. Die bloße Rede ist im Drama ein sehr mattes und unwirksames Mittel zu charakterisiren, und zwar aus dem Grunde, weil der Mensch nicht immer spricht, wie ihm um das Herz ist, und weil er oft anders denkt, als er spricht. Der Menschenbeobachter giebt daher, wenn er den Menschen vor den Augen hat, lieber auf die Mienen, auf Stellung und Züge, und überhaupt auf das Unfreiwilligere an demselben Acht, wenn er ihn beurtheilen und ihn kennen lernen will. Da nun dieser Fall in dem Drama eintritt, indem wir die Handelnden auf der Bühne vor uns haben, so charakterisirt der dramatische Dichter durch Situationen, und nicht eigentlich durch Reden. Wie sich der Handelnde in den Lagen, in wel-

chen wir ihn sehen, benimmt, nicht wie er spricht, darauf sehen und darnach beurtheilen wir seinen Charakter. Auf der Bühne sind daher lange Reden ermüdend, weil wir ohnehin die Worte nicht ohne Prüfung annehmen, und wir fordern also Handlung statt Reden. Die letztern haben nur alsdann Werth in unsern Augen, wenn sie der unwillkürliche Ausbruch dessen sind, was in dem Handelnden vorgeht, und ob sie dieses sind, beurtheilen wir aus den Umständen, d. h. aus der Situation des Handelnden.

Die unerlässlichen Forderungen, welche wir an den Charakterzeichner thun, sind psychologische Wahrheit und ästhetische Schönheit des dargestellten Charakters. Der Charakter muß psychologisch wahr seyn, d. i. er muß mit den Gesetzen der menschlichen

Natur übereinstimmen, er muß nach denselben möglich seyn. Man vermist in einem Karakter psychologische Wahrheit, wenn sich Widersprüche in ihm finden, die nach den Gesetzen der menschlichen Natur nicht möglich sind; ich sage nach den Gesetzen der menschlichen Natur, denn es giebt viele Widersprüche in menschlichen Charakteren, die mit den Gesetzen der menschlichen Natur sehr wohl übereinstimmen: daß ein Mensch ein feines Gewissen und fein Gefühl für wahre Ehre habe, daß ein anderer von pfelegmatischem Temperamente und doch der feurigsten Liebe fähig sey, ist psychologisch unwahr, nach den Gesetzen der menschlichen Natur unmöglich; daß aber ein Mensch durchgängig gewissenhaft handle, nur nicht, wenn seine Nachgier gereizt ist, daß ein Mensch höchst ehrgeizig,

und, wenn es auf gewisse Zwecke ankommt, zugleich jeder Erniedrigung fähig ist, daß ein Mensch zugleich der äußersten Enthaltbarkeit und der äußersten Ausschweifung fähig ist zc., ist nach den Gesetzen der menschlichen Natur sehr wohl möglich. Die psychologische Wahrheit eines Charakters muß auch evident seyn, sie muß ohne langes Nachdenken leicht angesehen werden können. Selbst wenn der Charakter eine feltner, zweideutigere Vereinigung der Seelenkräfte darböte, ja wenn er durchgängig aus Widersprüchen bestände, so muß dennoch der Dichter die Darstellung so anlegen, daß augenblickliche Evidenz bewirkt werde; es sey denn, daß der Zweck der Begebenheiten erforderte, den Zuschauer eine Zeitlang unentschieden zu lassen.

Die Darstellung eines Charakters soll auch

schön seyn, d. h. die Vernunft, welche die Begriffe herbeiführt, und die Einbildungskraft, welche ihnen entsprechende Bilder dichtet, sollen durch freie harmonische Wirksamkeit, durch leichte und überraschende Vereinigung, ein Vergnügen an ihrer Form hervorbringen; die Eigenthümlichkeiten des Charakters, der sich vor unsern Augen entwickelt, müssen das freie Spiel unserer Einbildungskraft rege machen, daß sie sich in mannigfaltige, reizende Bilder verliert, die das durch den Charakter Mögliche dichten lassen, ohne die Einheit zu verletzen; von den Aeußerungen und Handlungen des Charakters muß sich unsere Vernunft leicht zu den Gründen erheben, die Einbildungskraft muß ihr eben so willig folgen, und nach jenen Gründen eine reiche Menge von möglichen Wirkungen und Situationen der

Person entwickeln, welcher der Charakter zu-
kommt.

Der dargestellte Charakter muß endlich In-
teresse haben, und zwar in moralischer
und intellectueller Rücksicht. Mora-
lisch interessant ist er, wiefern in ihm viel
Grund zu guten oder bösen Handlungen liegt;
wiefern die moralische Vernunft befriedigt
wird oder nicht; z. B. ein Iago in Othello,
Franz Moor, Marinelli. Der Zielpunkt
der Charaktere so wie der ganzen Handlung
muß mit den Forderungen der Gerechtigkeit zu-
sammenhängen, wenn das Ganze ein reines Ver-
gnügen bewirken soll. Der Verräther darf z. B.
nie glücklich werden. Intellectuell interessant
ist derselbe, wenn er aus ungemainen Verhältni-
sen der Seelenkräfte besteht, in deren Bes-

trachtung viel Stoff zum Nachdenken liegt,
z. B. Karl Moor, Ziesko u. a.

Vollkommen gute Charakter als Ideale
aufzustellen, ist der psychologischen Wahrheit
nicht zuwider, wenn dieselben nur den Prin-
cipien der Vernunft gemäß gebildet werden.
Eben so wenig ist es der psychologischen Wahr-
heit zuwider, Personen anzuführen, welche
sich durchgängig tugendhaft zeigen, ohne eine
menschliche Schwäche zu verrathen. Es giebt
deren in der wirklichen Welt, obwohl nur sel-
ten. Und wenn sie sich in der Handlung,
an welcher sie Theil nehmen, durchgängig als
tugendhaft zeigen, so folgt daraus nicht, daß
sie überhaupt von allen moralischen Gebrechen
frei seyen. Jedoch muß der Dichter mit sol-
chen Charaktern höchst sparsam seyn, da er ge-

wis in den meisten Fällen mehr wirkt, wenn er seinen Helden Tüde von Menschlichkeiten beifügt. Eben so wenig als die guten, sind die vollkommen bösen Charaktere, die entweder überhaupt nach bösen Maximen handeln, oder sich in der Handlung durchgängig als böse zeigen, der psychologischen Wahrheit zuwider.

Jeder Charakter in der wirklichen Welt hat, außer seinen allgemeinen Beschaffenheiten, Nebenbestimmungen, welche ihm seine Individualität geben, und diese Individualität muß sich in jeder dichterischen Darstellung eines Charakters, also auch im Drama, finden.

Noch eine Rücksicht des Beurtheilenden verdient der Knoten des Stücks. Das Interesse des Zuhörers soll mit dem Fortgang der Handlung steigen. Dieses geschieht, wenn

die Begebenheit verwickelt ist, wenn Hindernisse aus dem Wege zu räumen, Schwierigkeiten zu bekämpfen sind, die einen großen Aufwand von Kräften erfordern, und wo wir ungewiß werden, wie die Handlung fortgehen wird, und zuletzt das Gelingen der Unternehmung kaum noch für möglich halten; hierin besteht die Verwickelung oder Schürzung des Knotens. Der Augenblick, wo die Hindernisse die Uebermacht erhalten zu haben scheinen, heißt die Katastrophe oder der Knoten. Hier ist das Interesse des Zuhörers auf den höchsten Grad gespannt. Werden die Schwierigkeiten dennoch besiegt, und sieht oder erfährt man, wie sie besiegt werden, so entwickelt sich die Begebenheit, der Knoten löst sich auf, die Katastrophe geht zu Ende. Die Kunst des Dichters in Ansehung des Knotens

besteht darin, daß er den Ausgang, so un-
greiflich er auch für den Zuhörer anfangs ist,
dennoch natürlich, deutlich und lichtvoll ma-
che; diese Eigenschaften muß die Verwicklung
und Entwicklung an sich haben, wenn das
Ganze gefallen soll. Der Knoten muß nicht
zerhauen werden: es müssen keine Maschi-
nerien vorkommen, in welchen durch den
Beistand höherer Wesen die Schwierigkeiten
besiegt werden, und wodurch alles Interesse
verloren geht.

Diese und andere Grundsätze der drama-
tischen Kunst werde ich künftig an Beispielen
anschaulicher machen, und jetzt noch etwas über
den Nutzen der Schaubühne sagen, den sie
für sittliche Bildung, für Aufklärung des Ver-
standes und für Humanität hat, wenn sie ist,
was sie seyn kann und seyn soll.

Die Schaubühne ladet den von Geistesarbeiten Ermüdeten, den von einförmigen Berufsgeschäften Darniedergedrückten, eben so als den von sinnlichen Genüssen Gesättigten, und nach besseren Vergnügungen Dürftenden, vor ihre Schranken; jenem gewährt sie Abspannung und erquickende Erholung, diesen reißt sie aus seinem thierischen Zustande, und weckt in ihm edlere Gefühle. Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt da an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endet. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet, und sich zu Soldnerin der Laster erniedrigt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht spotten, und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit lähmt, dann übernimmt die Schaubühne Schwert und Waage, und fordert das Laster vor Gericht. Tausend Laster, die jene ungestraft duldet, strast

sie; tausend Tugenden, wovon jene schweigt, erscheinen hier in ihrer Liebenswürdigkeit. Von Sittlichkeit und Weisheit begleitet, zeigt sie uns selbst die strenge Pflicht in einem reizenden, lockenden Gewande. Wenn August dem Verräther Cinna, der schon sein Todesurtheil auf seinen Lippen zu lesen meint, großmüthig die Hand reicht: „Laß uns Freunde seyn, Cinna!“ Wer unter der Menge wird nicht in dem Augenblick seinem Freunde die Hand drücken, dem edlen Römer zu gleichen! Wenn Franz von Sickingen, auf dem Wege einen Fürsten zu züchtigen, und für fremde Rechte zu kämpfen, unversehens hinter sich schaut, und den Rauch aufsteigen sieht von seiner Feste, wo Weib und Kind hilflos zurückblieben und er weiter zieht — Wort zu halten — wie groß wird da der Mensch, wie

Klein und verächtlich das gefürchtete, unüberwindliche Schicksal!

Eben so häßlich, als liebenswürdig die Tugend, malen sich die Laster in ihrem furchtbaren Spiegel. Wenn der hilflose, kindische Lear in Nacht und Ungewitter vergebens an das Haus seiner Töchter pocht, wenn er sein weißes Haar in die Luft streut, und den tobenden Elementen erzählt, wie unnatürlich seine Regan gewesen, wenn sein wüthender Schmerz zuletzt in den Worten von ihm strömt: „Ich gab euch Alles!“ Wie abscheulich zeigt sich uns da der Undank! Wie feierlich geloben wir Ehrfurcht und kindliche Liebe! — Der Wirkungskreis der Bühne dehnt sich noch weiter aus, viel weiter als Gesetze und selbst als Religion; ihr ist kein Gebiet der menschlichen Kleinheit, Schwäche und Thorheit verschlos-

fen. Was sie dort durch Rührung und Schrecken wirkte, leistet sie hier durch beschämenden Scherz und durch treffende Satyre. Spott und Verachtung verwunden den Stolz der Menschen empfindlicher, als Verabscheuung sein Gewissen foltert. Vor dem Schrecklichen verkriecht sich unsere Feigheit, aber eben diese Feigheit überliefert uns dem Stachel der Satyre. Gesetz und Gewissen schützen uns oft für Verbrechen und Lastern. Lächerlichkeiten verlangen einen eigenen feineren Sinn, den wir nirgends mehr als vor dem Schauplatze üben. Vielleicht, daß wir einen Freund bevollmächtigen, unsere Sitten und unser Herz anzugreifen, aber es kostet uns Mühe, ihm ein einziges Lachen zu vergeben. Unsere Vergehungen ertragen einen Aufseher und Richter, unsere Unarten kaum einen Zeugen. Die

Schaubühne allein kann unsere Schwächen belachen, weil sie unsere Empfindlichkeit schon, und den schuldigen Thoren nicht wissen will. Ohne roth zu werden, sehen wir unsere Larve aus ihren Spiegel fallen, und danken insgeheim für die sanfte Ermahnung.

Es giebt Menschen, welche die Schilderung der Fehler Anderer darum anzieht, weil sie darin Stoff finden, oder zu finden glauben, sich selbst zu schmeicheln, und an dem Gefühl ihrer eigenen Superiorität zu weiden; sie sind geneigt andere zu verlachen und zu verachten, ohne etwas davon zu ahnden, daß sie sich selbst in andern verspotten; sie leben fast beständig so außer sich, daß sie nichts weniger kennen als sich selbst, so wie die meisten Personen, die ein häßliches Gesicht haben, sich einbilden, es sey nicht so häßlich, als es wirklich

lich

lich ist. Wenn die Radikalkur dieser Menschen durch die Schaubühne nicht bewirkt wird, wenn sie ihren allgemeinen Nutzen einschränken, so ist sie darum nicht weniger, als jede andere öffentliche Anstalt des Staats, eine Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Gängen der menschlichen Seele. Mag Eigenliebe und Abhärtung des Gewissens nicht selten ihre beste Wirkung vernichten, mögen sich noch tausend Laster mit frecher Stirne vor ihrem Spiegel behaupten, mögen Molières Harvagon noch keinen Wucherer gebessert, der Selbstmörder Beverlei noch wenige seiner Brüder von der abscheulichen Spielsucht zurückgezogen, die sterbende Sara nicht einen

Wollüstling geschreckt haben; so können wir dagegen behaupten, daß sie Tausende zurückgehalten, weise und vorsichtig gemacht habe, ein Harpagon, ein Beverlei, eine Sara zu werden. Wenn sie die Anzahl der Lasterhaften nicht vermindert, hat sie uns nicht mit ihrer Abscheulichkeit bekannt gemacht? Mit diesen Lasterhaften, diesen Choren müssen wir leben. Wir müssen ihnen ausweichen oder begegnen; wir müssen sie untergraben oder ihnen unterliegen. Jetzt aber überraschen sie uns nicht mehr. Die Schaubühne hat uns das Geheimniß verrathen, ihre Anschläge, ihre Schlange Wege ausfindig und unschädlich zu machen. Sie zog dem Heuchler die künstliche Maske ab; Betrug und Falschheit riß sie aus den krummen Labyrinthhen hervor, zeigte der arg-

losen Unschuld die Künste des Verführers,
 lehrte sie seinen Schwüren mißtrauen, und
 vor seiner Anbetung zittern.

Die Bühne macht uns mit den Schick-
 salen der Menschheit bekannt: sie erin-
 nert uns an unsere menschliche Ohnmacht, und
 treffen einst uns unausbleibliche Verhängnisse
 oder plötzliche Unglücksfälle, so werden sie uns
 nicht ganz ohne Fassung finden. Sie lehrt uns
 Menschlichkeit und Duldung mit dem Verirr-
 ten und Schwachen, und wo sonst, als hier,
 hören die Großen der Welt, was sie nie
 oder selten hören — Wahrheit; was sie nie
 oder selten sehen — den Menschen?

Das Gebiet der Schaubühne ist unabseh-
 bar; in ihm liegen noch köstliche, unerschöpf-
 liche Schätze für die Menschheit vergraben.

Vielleicht ist hier oder dort die Zeit nicht fern, wo die Vormünder des Staats es der Mühe werth achten, die Schaubühne zum Range der ersten Anstalten für Menschen; und Volksbildung, zu erheben. Die nähere Darlegung und Vorschläge, wie das geschehen könnte, behalte ich mir in der Zukunft vor.

Bei dem Verleger dieses Almanachs sind von nachfolgenden interessanten Schriften noch einige Exemplare zu haben.

Die Kunst mit Weibern glücklich zu seyn, nach Rousseau, Wieland, Göthe und Lafontaine, m. K. von Volt, gebunden in Seide 1 Thl. 12 Gr.

Das Gegenstück zu diesem ist:

Die Kunst mit Männern glücklich zu seyn, 1 Thl. 12 Gr. m. illum. Kupf., in Seide gebunden 2 Thl.

Gallerie der interessantesten Frauenzimmer, aus der alten und neuen Welt, m. 5 Kupf. 1 Thl. 12 Gr.

Taschenbuch für Weinkäufer, Weintrinker und Weinhändler, mit 1 K. 18 Gr.

Neuester Spiel; Almanach, m. K. 1 Thl. 8 Gr.

